

KolumneEins

MARKUS MÜLLER

Markus Müller
Kolumne Eins

23 Texte, auf die die Welt gerade noch gewartet
hat, die sie aber nicht mehr rechtzeitig
verhindern konnte.

©2021 Markus Müller
eBook – kostenlose Jubiläumsausgabe
Juni 2021

Inhalt

Vorwort zur Jubiläumsausgabe.....	4
So im Vorbeigehen	6
Können Schweine auch bei Mondlicht noch was lesen?.....	8
Auch Verona Feldbusch kann im Kopf Primzahlen multiplizieren, ohne dabei auf die Fresse zu fallen.....	11
Dürfen Dachse Schlafzimmer bauen?.....	13
PIN-Pad- Zurückschnapplassversuchung in der französischen Zwischenwelt.....	16
Wenn Gundis Zambo nach Kohlsuppe riecht, werde ich Dirigent!.....	19
Wäre ich ein ägyptischer König, hätte ich auch gerne eine Hamster-Erlebnis-Website auf meinem Grabstein.....	22
Spinnereien oder: Tschüß, olle Kolumnenüberzeugung!.....	25
Bücherregale für den Weltfrieden - Lasse!.....	28
Oben ohne im Garten Eden? - Ein irrtümlich offener respektive versehentlich geöffneter Brief an Fräulein Alyssa Milano aus Amerika.....	30
Akte Dingsbums: Nicht alle dicken Dinger sind Milchtüten, aber manchmal schon!.....	33
Ich, Spinoza und das Douglas-Adams- Gedenk-Brathähnchen.....	36
Schluß mit Krabbelgruppengeschwätz!.....	39
Okay, Würstchenwasser ist nicht gerade das Gelbe vom Ei der ... hüstel ... Zivilisation.....	42
Szenekneipe? Weggegrillt!.....	45
Rebellion gegen gähnen, aber Düsseldorf von hinten ist auch nur bedingt schmackofatz.....	48
Holzlos durchinformiert oder doch lieber ein Lüftchen am Dingsbums?.....	51
Dieter Bohlen und andere Lebensmittelskandale.....	54
Alcopopliterarisches Experiment.....	57
Schöner Warten dank Fußnägelrechnen für Anfänger – oder umgekehrt?.....	61
Beauftragungsbeauftragte powered bei Fischereibehördenschreibtisch.....	65
Ziegophobie.....	68
Gebbe zurück wie Flasche leer!.....	71

Vorwort zur Jubiläumsausgabe

Ziemlich genau 10 Jahre ist es nun her, dass ich unter dem Titel »Kolumne Eins« mein allererstes eBook veröffentlichte. Der Gedanke dahinter war denkbar schlicht: Einfach ein paar schräge Texte – Ich war jung! Ich brauchte das Geld! Ich hatte entschieden zuviel Max Goldt gelesen! – die sich im Laufe der Jahre in meiner mehr oder weniger unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindenden gleichnamigen Internet-Kolumne angesammelt hatten, in einer irgendwie benamsten Datei zusammendengeln, selbige einem professionellen Verhörerer überspielen, meinen ca. 7 Freunden bei Facebook Bescheid sagen, auf dass sie ihre wohlfeile Multiplikatoren-Tätigkeit aufnahmen, und Schwupps! Ab ins luxuriöse Leben eines Bestseller-Autoren!

Natürlich lief es nicht ganz so. Das eBook war ein durchweg scheußlich zusammengestümpertes Ding mit dem womöglich hässlichsten Cover der Selfpublishing-Geschichte und wurde während seiner gesamten Lebensspanne exakt zweimal verkauft. An dieser Stelle ein kleiner Gruß an meine beste Kindergartenfreundin: Liebe Anja, gratuliere – du wirst für alle Zeiten der allererste Mensch auf diesem Planeten sein, der jemals ein Buch von mir gekauft hat! Vielleicht nix, was man sich über den Eingang zu seinem Mausoleum meißeln ließe, aber das gilt ja für mehr oder weniger fast alles, was man im Leben so tut. Wir haben nie herausbekommen, wer das zweite Exemplar gekauft hat.

Irgendwann nahm ich das unsägliche Ding dann aus reinen Selbstachtungsgründen wieder aus dem Verkauf und fand mich damit ab, noch ein paar Jahre länger für meinen Lebensunterhalt arbeiten zu müssen. Den dadurch entstandenen Verlust für die Menschheit mögen gerne Heerscharen zukünftiger Literaturhistoriker genauer beziffern, für mich war es inzwischen nur noch eine Anekdote, die ich einfach nur niemandem erzählte, weil: voll peinlich, hallo-ho?!

Dennoch – mit den eigentlichen Texten verbindet mich nach wie vor eine ebenso hartnäckige wie natürlich auch nostalgisch schwer verfärbte Zuneigung. Sie sind in mancher Hinsicht ein bisschen wie ich selbst: Nicht mehr taufrisch, dezent verschoben und mit einem reichlich merkwürdigen Humor gesegnet, aber insgesamt gibt es durchaus schlimmeres, mit dem man während einer langen Bahnfahrt in einem

Abteil zusammengepercht sein könnte ...

Insofern ist für mich das alte Manuskript nochmal auszugraben ein bisschen wie das klassische Herumsitzen auf einem staubigen Dachboden, den man eigentlich entrümpeln soll, die Finger und Hosenbeine dreckig, und mit verklärtem Grinsen in einem Schuhkarton voller alter Fotos wühlend. Ach, weißte noch – dieses eine besonders blöde Wortspiel damals ... ?

Die Motivation für diese Jubiläumsausgabe ist folglich wohl einfach eine zutiefst menschliche: Ich möchte dich, wildfremder Mensch im Internet, gerne an meinem nostalgischen Unfug teilhaben lassen, ohne dass dafür so komplizierte Unsäglichkeiten wie eine persönliche Bekanntschaft oder das Vorhandensein eines für alle Beteiligten problemlos erreichbaren verstaubten Dachbodens vonnöten wären. Wir leben in verrückten Zeiten, und das auch schon recht lange, quasi eigentlich schon seit immer, da kann man ja ruhig hin und wieder mal nette, sinnbefreite Dinge tun, wie zum Beispiel ein uraltes, nachgewiesenermaßen vollkommen unverkäufliches Manuskript stattdessen skrupellos an zufällig Vorbeikommende zu verschenken.

Das Schlimmste, was passieren könnte, wäre wohl, dass irgendjemand vielleicht doch noch zumindest halb so viel Spaß beim Lesen der Texte hätte, wie ich dereinst dabei hatte, sie zu schreiben. Denn darum geht es doch am Ende, oder: Ohne Spaß ist alles doof!

Und nein – sehr viel tiefsinniger wird es auch im Rest des Buches nicht mehr.

Neuss, im Mai 2021
Yours Truly

So im Vorbeigehen ...

... wollte ich jetzt eigentlich was Garstiges über das Wort »entblöden« schreiben, aber ich mach's doch nicht, weil das nämlich auf die Dauer irgendwie doof ist, sich ständig über das temporär gehäufte Auftreten bestimmter Worte zu mokieren, die nun wirklich nix dafür können. Statt dessen entschlaue ich mich nicht, in diesem Satz flugs ein selbstgeschöpftes neues Wort einzuflechten, welches fortan ein jeder nach Gutdünken benutzen mag, oder besser auch nicht, es klingt nämlich ganz schön beknackt.

Reden wir also über die neuesten Erkenntnisse in der Verhaltensforschung. Tests beweisen, daß es beim deutschen Durchschnittsinsassen mindestens zweierlei zu unterscheidende Verhaltensregister gibt: Das ganz normale Wo-immer-ich-gerade-sonst-bin-Verhalten und das eher spezielle, wenngleich extrem wunderliche, Fußgängerzonen-Verhalten.

Fußgänger sind wir ja alle einen großen Teil unseres viel zu kurzen Lebens, in der Wohnung etwa, wo ja nur schwerlich ein Auto reinpaßt. Wirklich relevant wird diese Tatsache aber nur, wenn man sich als Fußgänger in eigens dafür angelegte Zonen begibt. Das offenbar an diesen Orten schlagartig auftretende Reservatsfeeling veranlaßt Leute, die eigentlich nur zufällig per pedes unterwegs sind, sich vom aufrecht gehenden Säugetier anfallartig in einen Passanten zu verwandeln. Ausdrucksformen dieses Syndroms sind der Zwang zu möglichst pittoreskem Betragen, plötzliche Auskunftsfreudigkeit und exorbitantes Absinken der Hemmschwelle.

Wenn Menschen plötzlich Dinge tun, die sie bei klarem Verstand, also z.B. beim achten Bier in ihrer Stammkneipe, noch als hirnrissig und entwürdigend empfinden, dann nur innerhalb von Fußgängerzonen. Wie aus heiterem Himmel überkommt sie der Drang, sich im Vorbeigehen, was ja jene Tätigkeit ist, die sie erst zu Passanten macht, unter häßlich in Bronze gehämmerte Reiterstandbilder oder vergleichbare Ausdrucksformen lokaler Tradition und kommunal subventionierten Kunstgewerbes neben Adidas- oder O'Neil-Rucksäcke zu setzen und möglichst malerisch Softdrinks oder Dosenbier zu verkonsumieren. Oder sie beantworten bereitwilligst idiotische Fragen von Privatsenderangestellten, die sich aus mir völlig unverständlichen Gründen als Journalisten bezeichnen bzw. lassen sich angesichts der

Geldscheine, mit denen jene Privatsenderangestellten rumwedeln, dazu herab, sich den Kopf zu rasieren, die Kleidung abzulegen oder ein Intimpiercing vor laufender Kamera vornehmen zu lassen.

Wohlgemerkt ereignen sich solcherlei Petitesse fast ausschließlich innerhalb von Fußgängerzonen und nur höchst selten außerhalb einer solchen, weshalb das Syndrom getrost als gesondertes Verhaltensregister in die Forschungsannalen eingehen mag, worum ich die Forschenden in diesem Lande an dieser Stelle explizit bitten möchte, falls es nicht schon geschehen ist, denn es gibt ja bekanntlich nichts, was so blöd wäre, als daß sich nicht schon jemand nicht entblödet hätte, eine Forschungsarbeit darüber zu verfassen. In diesem Aufwasch könnten sich die Forscher auch gleich mal damit beschäftigen, welche Bedingungen neben der Abwesenheit von Kraftfahrzeugen eine Ansammlung von Architektur erfüllen muß, um zur Fußgängerzone zu werden, soll heißen, ob es eine Rolle spielt, an welchen Dingen und/oder Gebäuden Menschen vorbeigehen, um in ebendiesem Vorbeigehen die typische multimedial dokumentierte Passantentätigkeit aufzunehmen. Da liegt doch wieder ein Forschungspreis in der Luft, oder irre ich mich?

Die weiter oben vorkommende Formulierung »Tests beweisen« stammt übrigens nicht von mir, sondern aus der Werbung. Laut jener gibt es offenbar jede Menge geheimnisvoller Tests, die beweisen, welch wundersame Dinge Haarschampoo, Antifaltencreme, Schokoriegel und Diätdrinks zu vollbringen imstande sind. Über die genaue Methodik und das Zustandekommen solcher Tests ist leider nichts Genaueres zu erfahren. Gibt es Menschen mit eklatanten Haar-, Haut-, Snack- oder Diätproblemen, die bei der Industrie vorstellig werden und sagen: »Wir haben gar grausige Probleme! Von Euren Wundermitteln erhoffen wir uns Linderung, also testet uns, auf daß der Welt etwas bewiesen werde!«? Oder gibt es von der Reklameindustrie bezahlte Testpersonen-Scouts, die das Land nach Menschen mit fettendem Ansatz, trockenen Spitzen und dringend reduktionsbedürftigen 120% Faltentiefe im Antlitz durchforsten? Und haben diese Scouts es nicht langsam satt, ihre gesamte Arbeitszeit in Fußgängerzonen rumzuhängen und sich mit den Privatsenderjournalisten um die besten Durchschnittsinsassen zu prügeln?

Dann doch lieber arbeitslos. Ich könnte mich zu Forschungszwecken in eine nahegelegene Fußgängerzone einsiedeln, neben jenen Leuten, die in Sparkassenschaltervorhallen herumliegen und auch Dosenbier trinken, nicht unbedingt malerisch, sondern einfach nur so, um betrunken zu werden, was dann auch nicht mehr zum eigentlichen

Fußgängerzonen-Syndrom gehört, sondern zur Atmosphäre. Tests beweisen, daß die Qualität einer Fußgängerzone zu sechzig Prozent von der Atmosphäre abhängt. Bronzene Standbilder können diesen Wert auf bis zu achtzig Prozent erhöhen!

Können Schweine auch bei Mondlicht noch was lesen?

Normalerweise gibt es an dieser Stelle ja immer weltverbessernde Worte, von denen sich so mancher Geschickelenker getrost eine Scheibe abschneiden sollte und so. Aber heute gebe ich mich mal betont unpolitisch und möchte statt dessen auf einen nicht weniger brisanten Detailmißstand unserer urbanen Zivilisation aufmerksam machen: Das ebenso enigmatische wie ärgerliche Verschwinden von Lesezeichen.

Ein Lesezeichen an sich ist ja schon ein gar wunderlich Ding – ein simpler Pappstreifen, jeglichen profanen Draufschreib-Zweckes enthoben, einzig dazu dienend, die zuletzt gelesene Stelle in einem Druckerzeugnis durch simples Dazwischenstecken deutlich sichtbar zu markieren. Ein faszinierendes Manifest einer Zivilisation, die Zeit hat, sich über solche Dinge Gedanken zu machen und es als stillos empfindet, einfach einen Busfahrtschein in den Shakespeare zu klemmen.

Ich entsinne mich sogar noch meines ersten Lesezeichens, welches ich im Alter von ca. fünf bis sechs Jahren überreicht bekam. Auf jenem Teil, der bei sinngemäßer Benutzung oben aus dem Buch rausguckt, ist eine Gans im Mondlicht auf der Kuppe eines Hügels zu sehen. Ihr Kopf steckt aus nicht näher erläuterten Gründen in einem braunen Wanderschuh oder vielleicht auch einer Stiefelette, so genau ist das leider nicht zu erkennen, auf jeden Fall in irgendeiner Art von Schuhwerk, so daß ihr rückwärtiger Teil nach oben weist, auf den Schwimmfüßen ein Buch zur gefälligen Lektüre feilbietend. Aus dem Schuh wiederum, und damit aus dem Kopf der Gans, quillt eine Denkblase mit dem Inhalt: »Wahrscheinlich liest wieder kein Schwein!« Zur Komplettierung des Scherzes sitzt auf der Denkblase ein Schwein, in die Lektüre des Buches vertieft. Ein surrealistisches Miniaturkunstwerk, welches mir bis heute täglich neue Rätsel aufgibt: Steckt die Gans freiwillig ihren Kopf in den Schuh? Wird sie womöglich von einer garstigen, gesichtslosen, allmächtigen Organisation dazu gezwungen? Wird das Schwein irgendwann doch noch die Gans von seiner Anwesenheit in Kenntnis setzen? Oder sind Schweine hauptsächlich deshalb so in Verruf geraten, weil sie die altruistische Ader von Buchständer-Gänsen schamlos ausnutzen und des Nachts lesen, ohne

sich zu melden oder gar zu bedanken?

Natürlich ist das eben beschriebene Lesezeichen schon längst nicht mehr auffindbar, ebenso wie seine Kollegen jüngerer Datums. Aufgrund meiner Affinität zum Gedruckten und der Tatsache, daß man in jedem Buchladen und bei jeder Amazon-Bestellung eins bekommt, müßte ich mich rein theoretisch mittlerweile im Besitz von mehreren tausend Lesezeichen befinden. Befinde ich mich aber nicht. Vielmehr befinde ich mich in einem Zustand, der durch die unerklärliche Abwesenheit originärer Lesezeichen geprägt ist. Nie warf ich absichtlich ein Lesezeichen weg, noch verschenkte ich jemals eines, müßte in Folge obengenannter Gründe nachgerade Schwierigkeiten haben, durch die Berge angesammelter Lesezeichen zu Tür und Telefon zu waten, was natürlich nicht der Fall ist. Die Wirklichkeit sieht so aus, daß aus den Büchern in meinen Regalen jede Menge angegilbte Einkaufslisten, Tankquittungen und Zettel mit hastig notierten Telefonnummern herausragen (Falls sich jemand wundern sollte, warum ich ihn oder sie nie angerufen habe, obwohl ich ja die Nummer habe: Sie steckt sehr wahrscheinlich in einem Buch, das ich längere Zeit nicht mehr aufgeschlagen habe.), während all die Lesezeichen, die sich im Laufe meines Lebens in meinem Besitz befunden haben müssen, ganz entschieden anderswo sind und mich dazu zwingen, auf unästhetische und in manchen Fällen mein Privatleben beeinträchtigende Surrogate auszuweichen. Immer, wenn ich mal eins brauche, weil ich gerade lesend von Telefon oder Türklingel unterbrochen werde, spielt sich die gleiche Szene ab: Der Kopf schnellt nach oben, der Zeigefinger der rechten Hand zwischen die Seiten des vom Zufallen bedrohten Druckwerkes. Ein kurzer hektischer Blick, ein optimistischer Überschlag, wie viele wohlfeile Lesezeichen sich rein theoretisch in diesem Moment in meiner Reichweite befinden müßten, um mir auf denkbar simpelste Weise zu Diensten zu sein. Statt dessen aber sehe ich mich jedes Mal genötigt, doch wieder die Abonnenten-Prämien-Beilage aus der Fernsehzeitung zu benutzen. Ein Rätsel.

»Was regt der sich eigentlich auf?« mag da jetzt manch einer nörgeln. »Der Neandertaler z.B. hatte auch keine Lesezeichen, ja, nicht mal eine Fernsehzeitung, mit deren Beilagen er sich in zeitkritischen Buchzuklappsituationen aus der Klemme helfen konnte.« Worauf ich lediglich erwidere: »Stimmt. Aber der Neandertaler ist ja auch inzwischen ausgestorben. Wenn auch nicht unbedingt gerade deswegen.«

All den Akte-X-gestählten Verschwörungstheoretikern da draußen, die

bereits den Geheimnisrausfindsountrack auflegen, sei allerdings an dieser Stelle sogleich gesagt: Es ist höchst unwahrscheinlich, daß eine internationale oder auch nur kommunale Verschwörung der Grund dafür ist. Es ist wohl eher Schusseligkeit. So wie auch der geheimnisvolle UFO-Unfall in Roswell seinerzeit wohl hauptsächlich auf eine Unachtsamkeit des außerirdischen Piloten zurückzuführen ist. Möglicherweise, weil auch heilbringende Superzivilisationen von gewissen Zipperlein heimgesucht werden, wie jenem, daß man in entscheidenden Momenten die richtige Seite in der Raumschiffbedienungsanleitung nicht finden kann, weil kurz zuvor, als zum ersten Mal die Alarmglocken losdröhnten, kein Lesezeichen zur Hand war und hektisch blätternde Aufnahme lebenswichtiger Informationen, während der Boden von New Mexico mit Schallgeschwindigkeit auf einen zurast, nun mal nicht jedes Wesens Sache ist, auch wenn das Hirn groß ist wie ein Medizinball.

Früher übrigens, bevor es Bedienungsanleitungen und Aliens gab, wurden Bücher ausnahmslos mit einem unverlierbar installierten Lesezeichen in Form eines dünnen Stoff- oder Seidenstreifens ausgeliefert. Der war am Buchrücken festgenäht, und unten guckte ein fransiger Zipfel raus, an dem man nur ziehen mußte, um sofort da weiter lesen zu können, wo man aufgehört hatte. Bestechende Technologie von schlichter Genialität, auf einer Stufe mit Rad und Mausefalle, die sich nur im Brockhaus und in religiösen Gesangbüchern erhalten hat. Warum ist das nicht mehr überall so und wenn, dann nur bei sauteuren Büchern, die sich keiner leisten kann, oder bei saudummen, die keiner lesen will? Geht denn hier allmählich alles vor die Hunde?

Auch Verona Feldbusch kann im Kopf Primzahlen multiplizieren, ohne dabei auf die Fresse zu fallen

Ein uralter Streit spaltete zwar nicht die antiken Philosophen, spaltet wohl jedoch moderne Musikkonsumenten in zwei unversöhnliche Lager: Jener zwischen den Befürwortern digitaler Compact Discs und den Anhängern analoger Vinyl-Langspielplatten. Es wurden zwar noch keine Kriege darum geführt, für sowas hebt sich die Menschheit dann doch stichhaltigere Gründe auf, doch kann es in gewissen Kreisen zu einem gänzlich unerwarteten sozialen Abseits führen, wenn man arglos verkündet: »Ich finde CDs proppengeil! Eine der wenigen nützlichen Erfindungen nach Rad und Blinddarmoperation. Endlich Schluß mit Knacksen und Rauschen und Seidenhaarpinselentstauben und samtbehandeltem B-Seiten-Umdrehen und anderen mit der Schallplatte exklusiv verknüpften Kulturtechniken. Statt dessen einfach einlegen, hören, fertig! Damit komme selbst ich zurecht. Und CDs sind platzsparend, robust und entgegen landläufiger Meinung im Sonderangebot auch gar nicht teuer!«

»Aber«, werden die gewissen Kreise dann böse blickend einräumen, »digital klingt doch total kalt und steril!« Wer sowas böse blickend sagt, wohnt in möglichst weiten Klangräumen und weiß: Naß abspielen ist grundsätzlich besser. Der Fachterminus für in Klangräumen wohnende Menschen, die naß abspielen, lautet übrigens *HiFi-Puristen*.

HiFi-Puristen sind Menschen mit viel Geld, die obskure HiFi-Puristenmagazine lesen, in welchen andere HiFi-Puristen, die schon aus Berufsgründen nur naß abspielen, den Eindruck erzeugen, sie hörten Gras wachsen, Flöhe husten und Verona Feldbusch Primzahlen im Kopf multiplizieren. Diese hochbegabten Insider wissen an »ihrem Vinyl«, wie sie das archaische Musikarchivierungssystem liebevoll titulieren, vor allem die analoge Wärme und Authentizität zu schätzen. Vielleicht auch die Exklusivität, daß man sich für den Genuß all dieser Vorzüge einen Plattenspieler kaufen muß, der mindestens 42.000 Mark kostet. So teuer ist er, weil ich die Summe soeben frei erfunden habe, es aber mit Sicherheit viel Geld kostet, »sein Vinyl« so rumpel- und knisterfrei klingen zu lassen wie einen CD-Player für 400 Mark. Für den Mehrwert analoger Wärme und Heimeligkeit kann man ruhig schon mal

zusätzliche 41.600 Mark ausgeben, wie ich finde. In dieser Hinsicht bin ich durchaus tolerant. Ich verachte ja auch niemanden, nur weil er Mercedes fährt oder seine Socken in Florenz kauft, obwohl er gar nicht da wohnt.

Manchmal, in den seltenen Momenten des Neides auf die Klangpuristen, nehme ich die Kassette zur Hand, welche ich mir einst zwecks Musikbeschallung meiner Autofahrten mit Liedchen von damals favorisierten Schallplatten vollspielte, und tatsächlich: Das authentische Abhören derselben erfüllt meinen persönlichen Klangraum augenblicklich mit einem Rauschen und Knistern und Rumpeln und Zischen, daß es eine Lust ist. Einmal fühlen wie ein Vinylpurist, für ganz wenig Geld und ohne Naßabspielen, analog abtauchen in die warme, unsterile Authentizität eines schlecht geputzten Außenklos im Hochsommer, in dem bekanntlich auch sehr viel mehr Leben drin ist als in jeder noch so hochauflösenden Digitalaufnahme desselben.

Doch das Schüren von Sozialneid, auch und gerade bei mir selbst, ist auf Dauer kaum erstrebenswert, weshalb ich außerhalb meines Autos auch fürderhin ungeniert dem plebejischen Abspielen von Compact Discs frönen werde. Mögen mich die Analogklangpuristen in ihren Analogklangpuristenmagazinartikeln ruhig weiterhin ob der digitalen Kälte in meinen Klangräumen schelten, es ficht mich nicht an.

Wer sich übrigens schon die ganze Zeit fragt, warum ausgerechnet Verona Feldbusch Primzahlen im Kopf multiplizieren sollte, dem sei gesagt, daß dies neben Frau Feldbusch auch jeder andere ständig tut, wenn auch die wenigsten mit Absicht. Unser Hirn ist nämlich ein waschechtes analoges Mathematikgenie. Alleine der Vorgang des zum Kühlschranks Gehens, ohne dabei auf die Fresse zu fallen, erfordert Berechnungen, an deren Komplexität selbst modernste digitale Computer noch immer wiederholt scheitern und in denen mit Sicherheit auch die eine oder andere Multiplikation von Primzahlen vorkommt.

Natürlich werden die Computer immer schlauer, und irgendwann wird es neben all dem analogen Rummelaufe auch digitales Gehen geben, von Robotern einer staunenden Öffentlichkeit präsentiert. Und kaum, daß sich der erste Blechkamerad in Richtung eines Kühlschranks in Bewegung setzt und dabei nicht auf die Fresse fällt, wird es sofort eine konsumreaktionäre Clique geben, die dem guten alten analogen Gehen nachtrauert. »Dieses neumodische digitale Gehen ist doch total kalt und steril!« werden sie sagen. Und womöglich auch: »Naß ablaufen ist grundsätzlich besser!«. Für das daraufhin flugs gegründete Analoges-Gehen-Puristenmagazin möchte ich bitte jede Menge Artikel verfassen

dürfen, damit ich mir einen digitalen Geher leisten kann, der für mich wurschtegal wie steril zum Kühlschrank läuft, derweil ich faul auf dem Sofa lümmelnd den Perlen meiner CD-Sammlung lausche. Sollte mir der Klang irgendwann zu kalt werden, kann ich ja ein Feuerchen entzünden. Gewisse Kulturtechniken sind durchaus erhaltenswert.

Dürfen Dachse Schlafzimmer bauen?

Wenn ich was nicht leiden kann, dann sind das Leute, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit Sachen wie »konsumreaktionär« oder »Kulturtechnik« sagen oder schreiben, ohne sich ob solcherlei Geschwafels weiterführend zu erklären.

Und weil ich mich gerne selbst leiden können möchte, sei an dieser Stelle erklärt, was eine Kulturtechnik ist.

Kulturtechniken sind Sachen, die man als Homo Sapiens können muß, wenn man Kultur haben will. Das Entfachen von Feuer gehört z.B. dazu. Oder das Bauen von Schlafzimmern zwecks Verbergens des Kopulationsvorganges vor einer staunenden Öffentlichkeit. Digitales Gehen. Naßabspielen. Solche Sachen eben. Man könnte auch sagen: Kulturtechniken sind Sachen, die andere Säugetiere aus dem einen oder anderen Grund nicht so gut drauf haben.

Bekanntlich spielen sich ja tagtäglich Szenen der folgenden Art ab: Ein beliebiges Tier, sagen wir ein Dachs, ist der ständigen Überheblichkeit der Menschen überdrüssig, klingelt bei einem Vertreter unserer Spezies an der Wohnungstür, und wenn der arglose Mensch die Türe öffnet, gibt es keine Pizza oder Pakete, sondern eine Standpauke: »Was bildest du zusammen mit Deinesgleichen dir eigentlich ein?« wird der Dachs sich ereifern. »Sieh doch mal genau an dir selbst hinab und hinauf und erkenne, daß auch du nur ein Säugetier bist, voller Hormone und Triebe und Sterblichkeit. In Wahrheit gibt es nichts, was dich von uns unterscheidet!«

Der so angeschnauzte Mensch muß nun nicht verlegen stammelnd die altbekannten Hinweise auf die eher sekundären Unterschiede zwischen Mensch und Dachs heranziehen und sich solcherart blamieren, sondern kann auch ohne Zögern etwa folgende Replik absondern: »Empöre dich nicht, Dachs! Es gibt nämlich sehr wohl einen Unterschied zwischen uns, denn ich und meinesgleichen sind im Besitz von Kulturtechniken. Wir können Feuer entfachen und Schlafzimmer bauen und Naßabspielen und anderlei dergestaltige Dinge. Wenn ihr Dachse und Amöben und Blindschleichen und übriges Gekrauche auch nur eine dieser Kulturtechniken beherrscht, mögt ihr gerne wiederkommen und

zufrieden hören, wie ich sogleich eurer Entrüstung beipflichte.«

Ich sehe gerade, daß ich beim Abfassen des letzten Absatzes einen unverzeihlichen Fehler begangen habe: Dachse können nämlich gar nicht sprechen! Darunter leidet natürlich die Glaubwürdigkeit, aber im Moment fällt mir nichts Besseres ein, also gehen wir einfach mal davon aus, Dachse könnten sprechen, auch wenn das die Szene irgendwie logisch kaputt macht, wie ich erschrocken feststellen muß.

Sprechen ist nämlich auch eine Kulturtechnik. Könnten Dachse sprechen, könnten sie wahrscheinlich auch Schlafzimmer bauen und naßabspielen. Oder SMS rumschicken, was eine noch relativ neue Kulturtechnik ist. Selbstverständlich wird diese mittels eines Mobiltelefons durchgeführte Tätigkeit nur in Kolumnen wie dieser als »Versenden von Kurznachrichten« bezeichnet. Bei den mobiltelefonierenden Kulturtechnik-Usern heißt sie schlicht »Simsen« und ist als Verrichtung an sich so dermaßen simpel, daß selbst allergrößte Idioten damit zurechtkommen.

Es gibt allerdings nichts, das so idiotisch wäre, daß man es nicht dem einen oder anderen Idioten noch erklären müßte. In diesem Zusammenhang sei Ludger Jochmann erwähnt. Der ist von Beruf Handy-Trend-Experte, hauptsächlich, weil er eines Tages irgendwo rumsitzend plötzlich eine Erleuchtung hatte: »Moment mal!« ward er erleuchtet. »Man kann hinsichtlich Kulturtechniken eigentlich gar nicht sorgfältig genug sein! Ich sollte daher schleunigst ein Buch schreiben, anhand dessen sich auch der letzte Idiot die neue Kulturtechnik des Versendens von Kurznachrichten erarbeiten kann und so meinen Ruf als Handy-Trend-Experte begründen!«

Gesagt, getan. Das Buch ist inzwischen fertig und erhältlich und trägt den Titel: »SMS – Sprüche, Tipps und Tricks«. Daß es existiert und sehr wahrscheinlich auch gekauft wird, beweist im Grunde nur zweierlei: Zum einen, daß offenbar die heutigen Idioten noch eine ganze Ecke dümmer sind als die von früher, aber das ist ja bei allem anderen genauso. Und zum anderen, daß es Menschen gibt, die von Beruf Handy-Trend-Experte sind, was ungemein beruhigend ist. Eine Kultur, die sich solcherlei nutzlose Leute leisten kann, ohne vor die Hunde zu gehen, hat ohne Zweifel einen kulturtechnischen Vorsprung inne, den die Dachse, Amöben und Blindschleichen nur schwerlich werden aufholen können.

Derart gerüstet kann ich nun auch endlich eine neue Version der Dachs-an-der-Wohnungstür-Geschichte verfassen. Ich mache also einen Rewrite, was ein Fachterminus ist, und gestalte die Szene

folgendermaßen um: Ein rundherum wesentlich glaubwürdigerer Dachs begibt sich also vor eine Wohnungstür, klingelt nicht, sondern macht durch Kratzen an der Tür und Ausstoßen dachstypischer Laute auf sich aufmerksam, und als die Tür geöffnet wird, spricht er auch nicht, sondern bedenkt den Türöffnenden lediglich stellvertretend für all seine mit Herablassung gestraften Tierkumpanen mit einem anklagenden Blick. Der Mensch hingegen kann nun auch auf philosophische Ausführlichkeit in seiner Replik verzichten, statt dessen einfach das Buch von Ludger Jochmann hervorholen und dem Dachs selbstzufrieden vor die Nase halten. »Jedes Wort erübrigt sich«, kann er triumphierend sagen, »denn siehe: Unser unendlich großes Rudel verfügt sogar über einen eigenen wohlgenährten Handy-Trend-Experten. Komm wieder, wenn ihr auch einen habt!«

Die sich aus dem obigen Dialog ergebende Mutmaßung, ich wäre genauestens über den Ernährungszustand von Deutschlands Handy-Trend-Experten informiert, ist natürlich nur eine solche. Es ist allerdings davon auszugehen, daß jemand, der sich zum Handy-Trend-Experten aufschwingen kann, bereits sämtliche grundlegenden Probleme im Überlebenskampf hinreichend gemeistert hat. Wahrscheinlich wird er sogar von einem Food-Trend-Experten beraten.

PIN-Pad- Zurückschnapplassversuchung in der französischen Zwischenwelt

Ich bin auf diesen Titel ziemlich stolz. Er könnte auch von einem Dalí-Gemälde stammen.

Salvador Dalí war Andalusier, hat in tote Fledermäuse gebissen und seinen Bildern Titel verliehen wie »Die ekstatische Melancholie der kleinen Hunde, senil wie eine tolle Skiabfahrt« oder »Die Entwöhnung von der Möbelernährung«. Und genau so sehen seine Bilder auch aus. Künstler eben.

Viele Leute haben für solche Marotten ja überhaupt kein Verständnis. Die stellen sich auch im Supermarkt in Sichtweite der Kasse hin und vergleichen akribisch den Kassenbon mit dem Einkaufswageninhalt, um sich naßforsch zu beschweren, falls der tiefgefrorene Schnittlauch einsneunundsiebzig statt einsneunundsechzig kostet.

Ich mache das natürlich auch, das Eben-schnell-Nachgucken und Vergleichen und so, und selbstverständlich bäte auch ich höflichst um Korrektur, sollte das Glas Nutella plötzlich dreihundert Mark kosten. Was mich von diesen anderen Leuten unterscheidet, ist das naßforsche Beschwerden. Natürlich ist es ärgerlich, wenn der Schnittlauch zehn Pfennig teurer ist als erwartet, doch das ist in meinen Augen noch lange kein Grund, auf die arme Kassiererin einzustürmen wie Blücher, der über den Rhein will, bloß weil die Leute auf der anderen Seite zufällig Franzosen sind.

Das mit den Franzosen stimmt übrigens wirklich. Ich werde nämlich in letzter Zeit Zeuge einer schleichenden und unaufhaltsamen Invasion französischer Supermärkte. Das ist schon ganz schön spooky: Famka, Edeka, Euro-Spar, sie alle werden vom Antlitz der Erde getilgt, um heimlich, still und leise durch eine weitere Filiale von Intermarché ersetzt zu werden. Alleine in meiner näheren Umgebung gibt es inzwischen zwei, wo früher mal was anderes war.

Die Angestellten dort sind allerdings nur in den seltensten Fällen Franzosen, sondern in der Regel ziemlich schnippisch. Ich erwarte ja keine Fotomodells, die Rosen auf mich regnen lassen, wenn ich ein

Stangenbrot kaufe, doch ist es ja wohl kaum zuviel verlangt, daß die Computerkassenbedienungsexpertin mich wenigstens eines einzigen wohlfeilen Blickes würdigt, bevor sie meine EC-Karte durchzieht, was wiederum saupraktisch ist. Electronic Cash ist für Menschen wie mich, die mit Geldautomaten und Münzen zählen auf Kriegsfuß stehen, eine wahrlich segensreiche Erfindung, wenn auch mit gewissen Tücken.

Das Tückische daran ist die mobile Tastatur zur Eingabe der Geheimnummer, im Folgenden PIN-Pad genannt. Entgegen regulären PIN-Pads, die ja eher klobig daherkommen und dank ihres Eigengewichtes robust dort auf dem Laufband stehen bleiben, wo man sie hinknallt, sind PIN-Pads beim Intermarché winzige, gewichtslose Filigran-Instrumente, die man zudem beim Eintippen gut festhalten muß, weil sie nämlich an einem Spiralkabel hängen, wie man es auch vom Telefonhörer kennt.

Nun sind Telefonhörerspiralkabel normalerweise ja eher schlappe Gesellen und kaum in der Lage, nennenswerte Rückzugkräfte zu entwickeln. Anders hingegen die Intermarché-Spiralkabel. Die sind frisch und stramm und knackig wie französische Supermodels, so als machten sie täglich Aerobic. Und während ich, gegen diese unverbraucht-athletische Rückzugkraft ankämpfend, das Gerät mit beiden Händen fixiere und mich der vier simplen Ziffern zu erinnern versuche, die mich vom elenden Verhungern trennen, schießen plötzlich höchst morbide Gedanken durch meinen Kopf.

Ich habe mal als Kind meinem Zahnarzt in den Finger gebissen, nur um zu sehen, wie das ist, und etwas Ähnliches überkommt mich auch beim PIN-Pad-Festhalten: Eine Neugier zu sehen, was passiert, wenn ich das PIN-Pad mit vorgetäuschter Schusseligkeit loslasse. Zu sehen, wie es zurückschnappt, dank des Mißverhältnisses zwischen geballter Spiralpower und minimalstem PIN-Pad-Gewicht auf Schallgeschwindigkeit beschleunigt, den Bildschirm der Computerkasse zerschmettert und sich durch Müslipackungen und Marmeladengläser hindurch einen Weg bis zur Gemüseauslage bahnt, dabei gar diverse schnippische Kassiererinnen am Kopf trifft und blutüberströmt zusammensinken läßt...

Ja, solche Gedanken habe ich, nach Ziffern suchend. Seltsam, ich weiß, aber ich kann nicht dagegen an. Es ist eine Versuchung. Eine kranke kleine PIN-Pad-Zurückschnapplassversuchung, wie sie auch Dalí hätte malen und adäquat betiteln können. Natürlich gebe ich ihr nicht nach. Auch und gerade als Deutscher sollte man die Franzosen nicht unbedingt noch mehr verärgern.

Intermarché heißt übrigens wörtlich übersetzt soviel wie »Zwischenmarkt«. Spekulationen kommen einem da in den Sinn, über geheimnisvolle Zwischenwelten und die esoterischen Implikationen der paranoisch-kritischen Methode, über einen Supermarkt wie ein Dalí-Gemälde, eine Twilight-Zone im Gemischtwarenland. Eine genaue Beobachtung ergab allerdings, daß das »Zwischen« in erster Linie bauartlicher Natur ist. Der eine Zwischenmarkt in meiner Umgebung ist nahtlos eingepfercht zwischen einem Baumarkt und einem Dänischen Bettenlager, der andere zwischen einer Adler-Filiale und einem Medi-Max. Es gehört offenbar zur zwischenmarktlichen Firmenphilosophie, sich irgendwo zwischen zu drängeln, wo man im Falle des Untergangs eine deutlich sichtbare Marktlücke hinterlassen kann.

Und eine solche hat sich Intermarché bereits eindeutig erkämpft, nämlich die des gallischen Erlebniseinkaufs. Auf höchst subtile Weise erschließt sich dem germanischen Konsumenten die gesamte Nonchalance französischer Lebensart in Form von Milchtüten mit dem Datum von gestern und dem einen oder anderen großzügigen Faux Pás im Warenangebot. Teil des eventorientierten Konzepts ist u.a. die vergebliche Suche nach regalausgezeichnetem Himbeergelee nebst Schnitzeljagd nach einem hilfreichen Angestellten, welcher allerdings gerade Brot backt und erst nach einem Vorgesetzten suchen muß, der eine Ahnung haben könnte, wo das ganze Zeug hingekommen ist, das eigentlich in die Regale gehört. Und ich werde auch fürderhin daran teilhaben müssen, denn alle Supermärkte, die ich ohne Beauftragung eines Reisebüros bequem erreichen kann, sind inzwischen ausnahmslos Intermarchés. Spooky.

Übrigens auch schlimm: Leute, die im Kreisverkehr rechts blinken und dann doch noch weiter durchfahren.

Wenn Gundis Zambo nach Kohlsuppe riecht, werde ich Dirigent!

Dirigenten sind schließlich auch nur Menschen. Dennoch werden beständig Witze über sie gemacht. Wie oft muß man das erleben: Da wohnt man in illustrierter Runde der Fernsehübertragung einer Orchesterdarbietung bei, und mittendrin sagt irgendein Schmock: »Guck dir den Dirigenten an. So ein Hampelmännchen, und total überflüssig, der spielt ja gar nix, sondern fuchtelte da nur rum. Und alle machen so ein Gedöns um den. Dabei tut er am wenigsten und kriegt das meiste Geld.« Worauf unsereins natürlich reflexartig nachhakt: »Wenn's so einfach is, wieso biste dann nich selber Dirigent geworden?«

Womit man jetzt besser nicht rechnet, ist, daß einer sagt: »Ich habe die Karriere als Dirigent nicht in Betracht gezogen, weil ich weder Lust noch Talent hatte, jahrelang auf dem Konservatorium zu studieren, das Blattspiel für mindestens zwei Instrumente zu erlernen und mich mit der kompletten abendländischen Musikgeschichte und Kompositionstheorie vertraut zu machen, nur um eines Tages als künstlerischer Gesamtverantwortlicher, ähnlich einem Filmregisseur, zum Wohle eines dirigentenverachtenden Bildungsbürgertums einem Rudel verschnupfter, unterbezahlter Orchestermusiker eine halbwegs erträgliche Interpretation von Gorecki entlocken zu können.«

Statt dessen sind die meisten eben plötzlich stumm und sowieso unmusikalisch, haben schon den Blockflötenunterricht im Jugendmusikwerk immer geschwänzt und halten Gorecki für ein polnisches Wurstgericht.

Das polnische Wurstgericht heißt übrigens Bigos und ist auch kein Wurstgericht, sondern ein Eintopf aus Weißkohl und Sauerkraut, der in authentischer Atmosphäre zu essen ist. Authentisch heißt in diesem Fall, daß man ihn in den schummerigen Billardkneipen ehemaliger Ostausiedler essen muß, wo Bigos je nach Alkoholfüllstand des Verantwortlichen auch schon mal lauwarm bis tiefgefroren serviert wird. Das ist allerdings nicht weiter schlimm, denn selbst kochend heiß schmeckt Bigos einfach scheußlich.

Eigentlich geziemt es sich ja nicht, sowas zu behaupten. Aus irgendwelchen nationalideologischen Gründen ist es heutzutage

verpönt, nicht-deutsches Essen scheußlich zu finden. Ich jedoch bin mir nicht zu schade, hier und jetzt eine Lanze zu brechen für das unopportune Scheußlichfinden nicht-deutschen Essens und sage es noch einmal: Polnischer Bigos schmeckt scheußlich. Ob aus Polen oder nicht, es bleibt nun mal ein scheußliches Konglomerat aus scheußlichen Kohlblättern, die mit scheußlichem Sauerkraut vermischt sind, und deshalb exakt die gleiche Scheußlichkeit an den Tag legen wie eine deutsche Kohlsuppe, die ich schon als Kind nicht mochte. Außerdem sehen die Leute, von denen man Kohlsuppe gleich welcher Nationalität vorgesetzt bekommt, in nahezu allen Fällen so aus, als gehörten sie dringend in die »Vorher-Nachher-Show«.

Selbige wird von TM3 ausgestrahlt und von Gundis Zambo moderiert, der ich an dieser Stelle keineswegs vorschlagen werde, sie wäre doch besser Bigos-Kellnerin geworden. Nein, ich finde, sie paßt sehr gut ins Fernsehen. Sie wirkt frisch und sympathisch und hat die moderatorinnenwichtige Fähigkeit, grundsätzlich ein bißchen besser auszusehen als die Leute, die da sonst noch so eingeladen sind. Sie ist eine Hübsche und obendrein eine Kluge, insofern also erschreckend nahe an der Makellosigkeit. Das einzig wirklich Beklagenswerte an ihr ist der Name. Der klingt, als sei er aus den Markenbezeichnungen zweier eher unpopulärer Fleischwurstsorten extrahiert.

Natürlich kann sie nichts dafür, und ich bin ja eigentlich der Letzte, der anderer Leute Namens wegen böse Worte verlöre, aber ich kann nun mal nicht gegen meine penetrant mitfühlende Natur. Immer, wenn ich des Nachts zufällig Gundis Zambo erspähe, wie sie die unsägliche »Vorher-Nachher-Show« moderiert, bedauere ich sie zutiefst. Nicht nur wegen der Sendung, die sie moderieren muß, sondern auch wegen dieses Namens, der irgendwie störend wirkt und ihr übriges rundweg sympathisches Wesen so negativ überstrahlt wie der Duft von Kohlsuppe die bohnerfrische Atmosphäre eines Treppenhauses. Oft frage ich mich, ob Gundis Zambo vielleicht genauso wie Bigos riecht. Wahrscheinlich nicht. Wenn sie so riecht, wie sie aussieht, dann riecht sie nicht, sondern duftet, vielleicht nach Sandelholz und Vanille und Sommernächten am Bodensee, aber der Name... Sorry, ansonsten sicherlich sehr liebe und anbetungswürdige Gundis Zambo, aber der Name stinkt wie Kohlsuppe.

Außerdem frage ich mich immer noch, welchen Zweck eigentlich TM3 erfüllt. Zu seiner Gründung war TM3 ja einst als »Frauensender« angekündigt worden, und was den GründerInnen offenbar vorschwebte, war so eine Art 24-Stunden-Brigitte-TV, vielleicht auch ein 12-Stunden-

Halbtags-EMMA-TV, weil ja so viele Frauen halbtags was machen, aber schließlich hat TM3 wohl eingesehen, daß für die meisten Frauen bereits das richtige Leben eine Art 24-Stunden-Brigitte-TV ist und EMMA-TV schon gar nicht ginge, denn es heißt immer noch *die* Zeitschrift, aber *der* Fernsehsender, und hat das komplette Frauensender-Konzept über den Haufen geworfen, ohne Ambitionen sich ein neues auszudenken.

Deshalb sei TM3 dringend geraten, zumindest Gundis Zambo wieder mit Mike Carl zusammenzuführen. Gemeinsam haben beide früher mal »Bitte lächeln!« moderiert, jene hanebüchene Sendung, wo dauernd kleine Kinder auf die Fresse fielen und Papageien in Cornflakestellern badeten, und in solcher Eintracht waren sie ein durchaus herzerfrischendes Moderatoren-Duo. Sie ergänzten sich, nicht nur ästhetisch, sondern auch spirituell. Eine schöne Frau, die wie zwei Wurstsorten heißt, und ein lustiger Mann ohne Nachnamen, da stimmte einfach die Chemie, und es war eine Lust ihnen zuzusehen, und es war schon fast egal, was sie da eigentlich moderierten.

Wäre ich ein ägyptischer König, hätte ich auch gerne eine Hamster-Erlebnis-Website auf meinem Grabstein

Ich glaube, ich erwähnte schon, daß es Dinge gibt, die irgendwie spooky sind. Unter anderem die Tatsache, daß mindestens vier tote ägyptische Könige in meiner Eckbank spuken. Das ist echt total spooky. Um so mehr, als ich überhaupt keine Eckbank besitze. Sowas gibt durchaus Anlaß zur Sorge.

Wie überhaupt eine Menge Dinge Anlaß zur Sorge geben. Selbst der sonst eher positiv angehauchte Sat.1-Videotext ist sich der vielen Besorgnis erregenden Vorgänge auf diesem Planeten bewußt und berichtet deshalb an prominenter Stelle: »Uma Thurman gibt Anlaß zur Sorge!«

Sofort habe ich roten Alarm auf allen Decks: Was ist geschehen!? Plant sie eine Karriere als Floristin? Weiß sie neue Schändlichkeiten aus dem Mittleren Osten zu berichten? Oder wurde sie gar mit zwielichtigen Gestalten beim Verlassen einer Esoterik-Buchhandlung beobachtet? Dies und anderes Unaussprechliches ersinnt mein Geist während der üblichen Videotext-Wartezeit, und die kurz darauf erscheinende Wahrheit ist denn auch grausig: Uma Thurman leidet offenbar unter Eßstörungen, was gar nicht schön ist.

»Aber die ist doch auch bloß so'n doofer stinkreicher Promi und wohnt auch ganz weit weg! Was geht uns das an?« wird jetzt womöglich so manch einer tönen. Doch solcherart möchte ich nicht tönen hören! Auch begüterte Schauspielerinnen in den USA sind schließlich Menschen, die Welt außerdem ein globales Dorf, die liebe Uma deshalb quasi meine Nachbarin und sollte daher meinem Herzen nicht ferner sein als eine mittellose heimische Synchronsprecherin.

Ich lese also, daß meine globale Nachbarin Uma Thurman unter Eßstörungen leidet und Sorge mich pflichtgemäß. »Das arme Ding«, Sorge ich mich, »was mag wohl so elendig in ihrem Leben schief laufen, daß sie plötzlich die Nahrungsaufnahme verweigert? Wird sie gar frühzeitig wegsterben, wie so viele andere ihrer Generation zuvor? Und auf ihrem Grabstein wird stehen: 'Sie war doch noch so jung!'«?

Sehr wahrscheinlich nicht. Auf Grabsteinen steht nämlich allgemein nur wenig Lesenswertes. Trotz all der mehr oder weniger humorigen Versprechungen, was im Ablebensfalle alles auf Grabsteinen zu lesen sein würde, offenbart ein Besuch auf einem beliebigen Friedhof, daß die kreative Nutzung der Grabsteinoberfläche ein durchgängig prämortales Phänomen darstellt. Überall nur langweilige Einwohnermeldeamtsdaten und die eine oder andere Bibelweisheit. Von der zu Lebzeiten angekündigten Spruchkunst in Form von »Ist das hier etwa die Biegung der Theke?« oder »Die Fotosammlung von Bitterfelder Industrieanlagen war mein größter Stolz!« hingegen keine Spur.

Dabei ist Stein ein nicht zu unterschätzender Informationsträger. Das wußten schon die ägyptischen Könige, die damals eine komplette Kultur damit beschäftigt hielten, ihre klugen Gedanken und unschönen Familientragödien in die Gebeine des Niltals meißeln zu lassen, wo man sie dank des umsichtig gewählten Mediums auch heute noch nachlesen kann, was im Hinblick auf das globale Dorf auch ruhig jeder einmal tun sollte, es kann schließlich nie schaden, ein bißchen was über seine Nachbarn zu wissen, auch die Sachen, die nicht im Videotext veröffentlicht werden.

Videotext ist übrigens eine wahrhaft praktische Erfindung. Da kann man sich ganz unkompliziert neben dem Spielfilmgenuß so richtig durchinformieren, ohne, wie beim Internet, einen Computer bemühen zu müssen, was viele ja nur mit Abscheu und unter unflätigem Daherreden tun, und deshalb lieber den Videotext zu Rate ziehen, was meines Erachtens nach keinesfalls eine Benachteiligung darstellt. In der Tat ist der einzige nennenswerte Unterschied, den ich bislang zwischen Videotext und weltweitem Netzwerk feststellen konnte, der, daß ich im Videotext noch keine Seite entdeckt habe, auf der jemand Fotos von seiner Busreise in den Harz zeigt oder über die gestrigen Erlebnisse seines Hamsters berichtet, wohl deshalb, weil der Videotext, ähnlich wie ägyptisches Felsgestein, nicht demokratisiert ist.

Aber zum Glück gibt es ja auch Internet mit Computer und Demokratie, so daß heute ein jeder auch ohne eigenen Fernsehsender oder Felsgestein nebst nubischem Sklavenheer vor der Haustür seine Hamstererlebnisse für die Nachwelt festhalten kann, was rundherum ein gute Sache ist. Vom gesellschaftlichen Standpunkt aus bleibt nämlich festzustellen: Hamster-Erlebnis-Websites sind wichtig! Genauso wie Busreisenfotos vom Harz, die Familientragödien ägyptischer Könige, die Eßstörungen von Uma Thurman und das Wissen, daß ich keine Eckbank besitze. Das ist nicht nur anonyme

Information sondern soziologisch relevanter und menschlich zusammenschweißender Treppenhausklatsch in der weltweiten Wohngemeinschaft! Die Welt ist ein globales Dorf! Leset und erinnert Euch!

Vorstehende Erkenntnis wüßte ich nur zu gerne in meinen Grabstein gemeißelt, aber natürlich wird das nix, denn wie schon erwähnt ist spätestens seit Erfindung der CD-ROM der Grabstein als Speichermedium absolut out. »Zu Recht«, werden jetzt einige einwerfen, »ist doch eine CD wesentlich einfacher zu handhaben, und zudem wäre es mehr als mühselig, das wöchentliche Update meiner Hamster-Erlebnis-Website auf einem Grabstein anzufertigen!« Womit sie natürlich absolut Recht haben.

Ich denke, ich werde auf einen Grabstein am besten ganz verzichten, und mir für das Geld eine Eckbank kaufen, auf daß tote ägyptische Könige beliebiger Anzahl darin spuken können. Ruhelos ist ihr Geist wohl allemal, sehr wahrscheinlich, weil es ihnen aufgrund der Kurzlebigkeit des Menschen als solchem und der Hartnäckigkeit des Nilgesteins nicht gelungen ist, auch die Erlebnisse ihrer Hamster und Lieblingskrokodile lückenlos für die Nachwelt zu verewigen, und sowas kann und darf gottähnliche Aristokraten auch über das Grab hinaus noch verärgern.

Spinnereien oder: Tschuß, olle Kolumnenüberzeugung!

Irgendein berühmter Wissenschaftsmensch sagte einst, er halte sich geistig flexibel, indem er jeden Tag eine seiner Überzeugungen über Bord werfe. Nun, wenn Leute, die vor lauter Nobelpreisen nicht mehr in ihr Klo reinkommen, solche Sachen sagen, wer bin ich dann, ihnen zu widersprechen? Eben! Also mache ich es jetzt einfach mal genau so. Heute zum Beispiel werfe ich meine Überzeugung über Bord, daß man nur sinnvolle und lustige Kolumnen schreiben darf, vorzugsweise über Sachen, von denen man irgendeine Ahnung hat. Überzeugung gepackt, ab damit ... Platsch! Da schwimmt sie und streckt die Zähnchen in die Luft. Tschuß, liebgewonnene alte Nur-sinnvolle-und-lustige-Kolumnen-ohne-selbstferne-Thematik-Überzeugung! (Hier bitte ein sentimentales Winken vorstellen!). Und jetzt - schreib ich mal was über Spinnen. Jawoll! Spinnen! Einfach so! Warum auch nicht? Drängt sich außerdem förmlich auf, weil ich nämlich soeben beim Absaugen meines Bücherregals ein totes Exemplar hinter der Propylän Weltgeschichte gefunden habe. Also:

Es gibt ziemlich viele Spinnen. Ungefähr 8 Mio. pro Quadratmeter Mutterboden (in Wohngebieten etwas mehr, wegen der dort herrschenden Demoskopie). Australische Wissenschaftler haben gar herausgefunden, das ca. ein Drittel des Erdgewichts durch Spinnen hervorgerufen wird. Uff! Könnte man ruhig mal dran denken, wenn man das nächste Mal im Waschkeller auf eine draufplatscht. »Ojemine! Jetzt ist die Erde schon wieder ein bisserl leichter!« oder so ähnlich könnte man denken.

Entgegen landläufiger Meinung sind Spinnen übrigens keine Einzelgänger – bei einer solchen Bevölkerungsdichte bleibt ihnen auch gar nix anderes übrig. Spinnen sind in Wahrheit sehr gesellig, leben in Rudeln von bis zu 500 Tieren, deren Kommunikation über Telepathie abgewickelt wird, wissen gutes Essen zu schätzen (vor allem Pasta und norwegische Spezialitäten) und mögen Heavy-Metal-Musik.

Alle Spinnen haben einen dichten, wuscheligen Pelz (Ausnahmen: Das westbengalische Kurzhaar und die belgische Nacktspinne), welcher von Kennern geschätzt wird, allerdings regelmäßig gebürstet und entlaust

werden muß. Für die Spinnen selbst ist das etwas problematisch, da ihr Pelz nach innen wächst, da wo eigentlich die Knochen hin gehören. Experten vermuten dahinter eine früh in der Entwicklungsgeschichte angesiedelte Anpassung, mit der sich die knuddeligen kleinen Biester vor Pelzjägern zu schützen versuchten. Der Erfolg blieb allerdings eher mäßig: Noch heute sterben täglich mehr Spinnen als in Griechenland pro Jahr Pommes Frites verzehrt werden. Und die Tendenz ist deutlich steigend. Immer wieder werden in manchen Ländern Tausende Spinnen von skrupellosen Geschäftemachern an den Strand geschleift und mit Eisenstangen verprügelt. Den Pelz läßt man liegen, da er meistens mit Blut besudelt und dadurch unbrauchbar wird, lediglich das Geweih der Spinne wird anschließend unter der Ladentheke an Trophäenjäger verramscht. Und wer meint, Spinnen hätten doch gar kein Geweih, der weiß jetzt warum.

Der Grund, warum sich bis jetzt noch keine internationale Bewegung zusammengefunden hat, um diesem schändlichen Treiben ein Ende zu bereiten, liegt wohl darin begründet, daß Spinnen nicht ganz die gleiche Popularität genießen wie etwa Robbenbabies. In den letzten Jahren haben zwar Arachnoiden-Aktivisten immer wieder versucht, das Image der Spinne ein wenig aufzuwerten mit endlosem Gefasel über die Ästhetik von Spinnennetzen und daß unser Abscheu vor ihnen anezogen sei usw. blablabla, ein verzweifelter Versuch, den Sympathiewert von Spinnen in die Region von Hamstern und Yorkshire-Terriern zu katapultieren und den Leuten weiszumachen, Spinnen hätten eben ihre »ganz eigene Schönheit«, aber natürlich waren diese Bemühungen völlig fruchtlos. Die Leute wissen ganz genau, was ihnen gefällt, und Spinnen gehören ganz entschieden nicht dazu, und dafür gibt es auch einen wirklich einfachen Grund: Spinnen sehen einfach scheiße aus. Hauptsächlich deshalb, weil sie irgendwie von allem ein bißchen zu viel haben. Ich meine – wer braucht schon ernsthaft acht(!) Beine? Hunde z.B. haben derer nur vier, kommen bestens zurecht und jeder mag sie. Insekten haben bereits sechs Beine, und deren Platz auf der Beliebtheitskala liegt deutlich niedriger. Aber die Spinnen haben es einfach übertrieben: acht Stück! Das ist nun wirklich zuviel. Ebenso die Augen. Auch hier macht sich die Spinne durch den verschwenderischen Umgang mit anatomischen Accessoires einiges kaputt. Hinzu kommen so unappetitliche Details wie Spinnwarzen und Haare auf den Beinen, was ja schon bei den meisten Menschen nicht toll aussieht.

Die Spinnen könnten evtl. einiges gut machen, wenn sie sich

zumindest in den Haushalten, in welchen sie sich ungefragt einnisten, ein wenig nützlich machten, indem sie z.B. die alles in allem noch wesentlich überflüssigeren Fliegen, die mich ständig beim Kolumnieren stören, fangen und verputzen. Damit wäre jedem gedient. Tun sie aber nicht. Statt dessen hocken sie sich völlig unmotiviert hinter selten gelesene Bücher, um dort elend zu verhungern. Ja, wenn sie vielleicht wie Meerschweinchen oder so aussähen, dann könnte vielleicht sogar ich mich dazu hinreißen lassen, mein Bücherregal künftig etwas seltener und vorsichtiger abzusaugen, um die possierlichen Tierchen nicht zu stören, aber so... Nutzlos und häßlich – sorry, liebe Spinnen, aber so wird das nix.

Wer bis hierhin gelesen hat, der wird sich wahrscheinlich erzürnen ob der Tatsache, daß ich es wohl an der einen oder anderen Stelle mit den Fakten nicht so genau genommen habe. »Pelz, der nach innen wächst! Ojemine! Und Heavy-Metal-Musik! Also wirklich...« So oder so ähnlich könnten sie reden. »Dabei könnte man durchaus ein bißchen mehr Exaktheit verlangen von einem Menschen, der sogar seine Bücherregale absaugt.«

Ich werde nun keineswegs entgegenen, die Welt sei durchaus ein besserer Ort, wenn es nur mehr Menschen gäbe, die ihre Bücherregale absaugen. Allerdings wäre sie vielleicht ein besser Ort, wenn es mehr Menschen gäbe, die überhaupt Bücherregale besitzen.

Das reicht jetzt. Nächstes Mal schreibe ich dann was über Maulwürfe, die trotz ihrer eher geringen Anzahl von Beinen und einem Pelz, der nach draußen wächst, eher weiter unten in der animalischen Hitparade angesiedelt sind.

Bücherregale für den Weltfrieden - Lasse!

Kürzlich ließ ich mich in eben dieser Kolumne doch tatsächlich zu einer Formulierung hinreißen, die in etwa bedeutete, diese Welt wäre ein besserer Ort, wenn nur mehr Menschen ein Bücherregal besäßen. Das ist natürlich Humbug. Eine Welt, in der jeder Mensch ein Bücherregal besitzt, ist eine freud- und baumlose Welt, in der Microsoft von IKEA die Weltherrschaft abgekauft wurde.

Sinnvoll ist das ganze Konzept des Bücherregalhabens natürlich nur, wenn die Leute auch ein paar Bücher dazu besitzen, die sie reinstellen können. Und ganz toll wäre es natürlich, wenn sie vorher mal den einen oder anderen Blick reingeworfen hätten. Das wäre irgendwie nett, und ließe anderen Unbill wie die Baumsache oder das IKEA-Ding erträglicher erscheinen. Außerdem: Lesen bildet. Deshalb tun es zur Not auch ein paar Bücher ohne Regal drumherum. Hauptsache lesen. Ich persönlich jedenfalls halte Bildung noch immer für ein probates Mittel gegen Dummheit.

Und ein solches tut not. Ehrlich! Denn auch auf die Gefahr hin, auf das eine oder andere Quentchen Unmut oder gar verbalen Widerstand zu stoßen, kann ich nicht umhin, immer wieder festzustellen: Menschen sind im Allgemeinen eher dumm. Kein Witz. Kann man jeden Tag immer wieder beobachten. Ich sage nur Fernsehen! Gerade dort zelebriert sich ja immer wieder das ureigene menschliche Talent, grenzenlosen Enthusiasmus für alles mögliche zu entwickeln und dabei nix wirklich zu Ende zu denken. Wenn es die Dummheit nicht schon gäbe, hätte das Fernsehen sie mit Sicherheit ganz flugs erfunden.

Besonders interessant und/oder ärgerlich wird Dummheit übrigens bei Menschen, die irgendwie mit dem Regieren von Leuten zu tun haben. Dann passieren die absonderlichsten Sachen. Das Problem ist u.a. auch ein mathematisches und außerdem folgendes: Sobald man einem beliebigen Menschen das Gefühl vermittelt, was zu sagen zu haben, tut er oder sie selbiges i.d.R. auch so ausgiebig, daß dabei schon aus rein statistischen Gründen irgendwann absolut hanebüchener Schwachsinn herauskommt.

Zum Beispiel jener Mensch, den die Bewohner von Israel aus irgendwelchen rätselhaften Gründen zu ihrem obersten Was-zu-sagen-

Haber erklärt haben. Der hat nämlich ein Problem: Er weiß nicht mehr, wohin mit seinen ganzen Untertanen. Ein sehr ärgerliches Problem, daß allerdings im Untertanen-Verwaltungs-Business schon quasi alltäglich ist. Anstatt sich jetzt jedoch, wie man es von einem weisen und obendrein klugen Geschickelenker verlangen könnte, in sein Kämmerlein zu verklausulieren und ein paar IKEA-Ideen zur platzsparenden Untertanenunterbringung auszudenken, geht er hin und packt einfach alle Untertanen, die irgendwo über sind, an einen Ort, wo eigentlich schon die Untertanen von jemand anders untergebracht sind. Das führt bei jenen bereits dort untergebrachten anderen Untertanen natürlich zu einer gewissen Verstimmung, eines ergibt das andere, und im Nu hat man eine Situation am Hals, in der die Leute wahrlich andere Sorgen haben, als sich ein Bücherregal zu kaufen...

Bis hier hin ist es im Großen und Ganzen noch ganz normale Dummheit, wie man sie kennt und lieb gewonnen hat. Aber - Achtung! Jetzt kommt die spezielle Was-zu-sagen-haben-Dummheit! - ob solcher Mißstände befragt, erklärte Israels oberster Was-zu-sagen-Haber kurzerhand, er habe »einfach nicht genug Platz« für alle Untertanen, die nach Unterbringung verlange, da seien solche Dinge eben unvermeidbar.

Wem diese »Mein Volk braucht Raum!«-Attitude irgendwie bekannt vorkommt, der hat soeben gelernt, daß die menschliche Eigenschaft, immer wieder denselben Schwachsinn daherzureden, lediglich übertroffen wird von der menschlichen Eigenschaft, den soeben dahergeredeten Schwachsinn anschließend mit allergrößter Entschlossenheit in die Tat umzusetzen. q.e.d.

So! Darauf gehe ich jetzt erstmal zu IKEA und kaufe mir den hübschen MG-Ständer »Lasse« aus geöltem Fichtenholz. Und vielleicht noch ein paar Topfpflanzen oder so. Dann bastele ich mir einen lauschigen Geschützstand auf dem Balkon und warte darauf, daß Liechtenstein aus allen Nähten platzt und es hier so richtig losgeht...

Hm. Hör ich da etwa ein gemurmertes »So'n Quatsch!«? Mitnichten! Um nicht zu sagen: Von wegen! Denn ernsthaft: Die Geschichte wiederholt sich! Immer wieder! Nicht wegen irgendwelcher mystischer, von Spengler und ähnlichen Quatschsäcken nicht zu wirklich Ende gedachter »Naturgesetze« oder so. Sondern wegen Dummheit. Und so gesehen ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis der Ober-Liechtensteiner im Fernsehen verkündet, er habe in seinem hundsduhm winzigen Land nicht mehr genug Platz für alle. Und viele werden wieder nicken und sagen: »Naja, irgendwo hat er ja recht. Ist schon blöd, wenn's daheim zu

eng wird.« Und dann haben wir den Salat. »Hätten wir doch nur die Bücherregale usw.«, werden dann alle sagen.

Aber nein. Manche Dinge sollte man nicht unbedingt zu Ende denken. Das heißt, manche natürlich schon ... ach egal.

Übrigens auch ein unlösbares Mysterium der Menschheit: Männer, die sich in schwach frequentierten Nebenstraßen nachmittags um fünf im Jogginganzug vor die Haustür stellen, um eine zu rauchen. Haben die kein Wohnzimmer?

Oben ohne im Garten Eden? – Ein irrtümlich offener respektive versehentlich geöffneter Brief an Fräulein Alyssa Milano aus Amerika

Sehr geehrtes Fräulein Milano,

vor einer Zeit, die man inzwischen durchaus als geraum bezeichnen kann, kaufte ich mir mal so ein Männermagazin. Der Grund war, daß Sie auf dem Titel drauf waren und irgendwie schnuckelig aussahen und Männer nun mal so sind. Angenehm überrascht stellte ich fest, daß innendrin noch mehr Bilder von Ihnen drin waren, zusammen mit einem bißchen Text, für jene Männer, die so modern sind, daß sie lesen können.

Als moderner Mann guckte ich natürlich nicht nur die Bilder, sondern las auch den Text und erfuhr dabei Erstaunliches. Zum Beispiel, daß Sie Ihre Gartenarbeit grundsätzlich oben ohne verrichten. Nicht nur ohne Hut, sondern quasi nackig, zumindest oben rum. Das finde ich nett von Ihnen. Nicht nur für Ihre Nachbarn, sondern auch für den Kanon von Dingen, mit denen sich mein Kleinhirn beschäftigen kann, während der Rest von mir auf den Bus wartet. Und gar niemals nicht kämen mir dabei Worte wie »abartig«, »skandalös« oder gar »Satansbrut« und ähnliches in den Sinn.

Dummerweise sind Sie jedoch aufgrund Ihres Wohnortes mit Landsleuten geschlagen, denen ebensolche Worte praktisch die ganze Zeit über in den Sinn kommen und die überhaupt wegen jedem Fliegenschuß gleich ein Riesenfaß aufmachen, weshalb Sie zwecks amerikanisch notwendiger Rechtfertigung fast trotzig hinzufügten: »Der Anblick eines nackten Körpers ist etwas sehr natürliches und schönes.« Das zu sagen finde ich zwar ebenfalls sehr nett von Ihnen, allerdings auch ziemlich problematisch.

Okay, sicher ist das gut gemeint und so, nur leider lassen Sie dabei völlig außer Acht, daß der statistisch maßgebliche Teil der Menschheit im Gegensatz zu Ihnen mit einem eher durchschnittlichen Körper

ausgestattet ist, ja, daß unter ihnen Exemplare wie ich gar eine Physiognomie mit sich herumschleppen, welche geeignet ist, Backsteine und Reiterstandbilder zu Tode zu erschrecken, kurz gesagt: Individuen, von denen man sich wünschen würde, daß sie sich von Ihren naiven Worten besser nicht zu irgendwas Unausprechlichem ermuntert fühlen.

Für mich z.B. gibt es eine Menge Gründe, keine Oben-ohne-Gartenarbeit zu verrichten. Ein Grund ist natürlich, daß ich keinen Garten habe. Ein weiterer wäre der, daß selbst Pflanzen gewisse Rechte haben. Von meinen Nachbarn ganz zu schweigen. Also: Kein Oben-ohne-Gärtnern für mich. Besser ist das.

Und neben mir — diese unschöne Information erlaube ich mir in Ihr von wohlgemeinten Idealen und heiterem Philanthropentum überquellendes Weltbild skrupellos hineinzupflanzen — gibt es auch noch jede Menge andere Gattungsgenossen, die man ebenfalls nicht unbedingt ermutigen sollte, irgendwas oben ohne zu machen, jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit.

Viele von denen tun es natürlich trotzdem. Beispielsweise der Bierbauch von gegenüber, der immer ohne Hemd sein Auto wäscht — ein Anblick, der mich regelmäßig wünschen läßt, ich hätte einen Garten, in den ich mich zurückziehen könnte von der Welt und ihren zahllosen unwillkommenen Oben-ohne-Aktivitäten, um mich in Ruhe der Frage zu widmen, warum all jene Leute, die es sich definitiv erlauben könnten, irgendwelche Sachen oben ohne zu machen, dies grundsätzlich woanders tun.

Wenn ich so darüber nachdenke, könnte ich Sie eigentlich genausogut einladen, dort die Gartenarbeit zu verrichten, angezogen oder nicht, auf daß ich der ganzen lästigen Gärtnerei fürderhin entsagen und statt dessen zur örtlichen Bibliothek pilgern kann, um herauszufinden, was Nietzsche übers Oben-ohne-Geschirrspülen zu sagen hatte. Ich bin sicher, er hatte eine Meinung dazu, und wahrscheinlich war es eine drastische, denn so viel ich weiß, hatte Nietzsche zu praktisch *allem* irgendeine drastische Meinung, auch ungefragt, weshalb ihn auch keiner so recht leiden mochte, außer vielleicht Lou Salomé, aber die hat bekanntlich nie Geschirr gespült, weil sie fortschrittlich war und so, aber hätte sie es getan, dann wahrscheinlich sogar völlig nackt bzw. hätte sie flugs ihr eigenes Männermagazin gegründet, in dem viel mehr Text drin gewesen wäre als Bilder, und auf den Bildern hätte man lauter fortschrittliche Frauen nackt oder auch angezogen beim Geschirrspülen und Bücher schreiben und Blumen pflanzen und Verteidigen der

Frauenrechte gesehen, und vielleicht noch die Herausgeberin selbst, wie sie Nietzsche mit einer Peitsche dazu zwingt, nackt die Vorhänge abzusaugen, so toll ging es zu in jenen Zeiten, aber davon wissen Sie, geehrtes Fräulein Mailand, als gebildete Kosmopolitin wahrscheinlich besser Bescheid als ich, auch wenn Sie, wie Sie selbst zugeben, noch nicht mal eine Kanne Kaffee kochen können, aber dafür haben Sie ja ganz andere Qualitäten, von denen sich die meisten nur schwerlich in Worte fassen lassen, weshalb die Erfindung der Fotografie ja auch eine so nützliche ist.

Der furchtbar langen Rede kurzer Sinn sei also folgender: Eine augenzwinkernde Kritik an der naiven und gedankenlosen Art, mit der Sie durch ihre Äußerungen nicht nur die Jugend sondern auch und gerade das wohlgenährte Alter zu gewissen unästhetischen Handlungsweisen aufhetzen, sowie die Bitte, bei zukünftigen Appellen an die Menschheit ein wenig mehr sprachliche und gedankliche Sorgfalt walten zu lassen, schon aus Gründen der inneren Sicherheit. Bekanntlich erhält der menschliche Körper erst im Auge des Liebenden Vollkommenheit. Für alle anderen war die Vertreibung aus dem Garten Eden ein dankenswerter Schritt, zumindest insofern er die Verwendung von Textilien betrifft. Im Paradies auf Erden sollte doch bitteschön jeder, bei dem dies nötig ist, auch was anhaben. Und sollte der Menschheit irgendwann doch noch die Rückkehr in den Garten Eden gelingen, so halte ich es für durchaus wünschenswert, daß dort nur wohlgestaltete Menschen Ihres Formates gänzlich unbekleidet Schnittlauch pflanzen und Salatbeete harken, denn was wäre denn das für ein Paradies, wo alle Leute so aussehen wie ich und dauernd ihre Autos waschen?

In Anbetracht der soeben gewonnenen Erkenntnisse stimmen Sie mir hoffentlich zu, daß Ihre Aussage nach einem kleinen aber entscheidenden Addendum verlangt, wenn sie denn bedenkenlos in die Annalen der Menschheit bzw. die Satzung der UNO eingefügt werden soll. Mein Vorschlag wäre folgender Wortlaut: »Der Anblick eines nackten Körpers ist etwas sehr natürliches und schönes, vorausgesetzt, der Körper sieht so aus wie der von Alyssa Milano.« Nichts zu danken.

Aber halt! Sehe ich Sie da etwa grinsen? Ha! Sie Luder! Genau das hatten Sie als verantwortungsbewußtes Rollenmodell und Vorbild einer zugegebenermaßen nicht besonders viel her machenden Generation sowieso von Anfang an im Sinn, nicht wahr? Na, dann sind wir uns ja sowas von einig ...

Mit freundlichen Grüßen usw.

Akte Dingsbums: Nicht alle dicken Dinger sind Milchtüten, aber manchmal schon!

Achtung! Dies ist eine ganz besondere Kolumne. Die meines Wissens nach derzeit einzige auf diesem Planeten nämlich, die einen speziellen Soundtrack erfordert. Weil es darin um eine Verschwörungstheorie geht. Und für sowas benötigt man bekanntermaßen einen angemessenen Geheimnisrausfindsoundtrack. Wenn Sie also jetzt gerade vor der Kolumne sitzen, dann lesen Sie bitte nicht weiter, bevor Sie nicht in ein CD-Geschäft rübergegangen sind und sich einen Geheimnisrausfindsoundtrack besorgt haben. Es sei denn natürlich, Sie haben schon einen. Dann brauchen Sie jetzt nicht noch mal extra. Dann können Sie auch einfach den schon vorhandenen Geheimnisrausfindsoundtrack in den CD-Player schnurren lassen, und schon kann's losgehen mit der Kolumne:

Ich stehe also neulich am Intermarché-Kühlregal. Noch ahne ich nicht, daß ich kurz davor stehe, eine globale Verschwörung aufzudecken.

(Im Soundtrack fiept zierliches Expositionsgezumpel.)

Plötzlich taucht aus dem berüchtigten Nichts gleich einer Agentin des Geheimnisvollen und Unheilverkündenden eine Frau auf und stellt mir unvermittelt eine nur scheinbar unscheinbare Frage: »Tschuldigung, junger Mann«, tönt sie forsch, »aber diese Milchtüten da ...« Sie fuchtel mit dem Zeigefinger in Richtung der einen von zwei feilgebotenen Milchsorten. » ... kosten einsneunundvierzig und die anderen da ...« Fuchteln in geringfügig andere Richtung. »... nur einsneunzehn. Wissen Sie denn, was da jetzt der Unterschied ist?«

(Erstes dramatisches Wimmern im Soundtrack!)

Ich gucke erstmal irgendwie so und sage gar nix, völlig perplex ob dieser unerwarteten Herausforderung. Ich kann ja schließlich jetzt nicht einfach irgendwas sagen. Vielmehr bin ich als Satiriker gewissermaßen verpflichtet, auch und gerade in solchen Alltagssituationen Witziges zu erwidern, das zum Nachdenken anregt und folgenden Generationen dazu gereicht, nicht mehr allzu Übles über unser Zeitalter zu denken. Schön wäre es daher, könnte ich behaupten, folgendes gesagt zu haben:

»Tja, aber natürlich weiß ich das, Gnädigste! Dazu bin ich schließlich da, solche Dinge zu wissen! Das ist nämlich so: Die eine Milch da ist deswegen dreißig Pfennig teurer, weil bei ihrer Herstellung unendlich viel mehr Mühe aufgewendet wurde als bei der anderen. Die jene teure Milch liefernden Kühe stehen nämlich nicht etwa in dreckigen, zugigen Ställen, sondern haben klimatisierte Einzelzimmer mit Kabelfernsehen und Plüschdecken auf dem Sofa und einen eigenen Aromatherapeuten, und auch die Milch wird nicht etwa mit grober maschineller Gewalt aus ihrem schutzlosen Euter herausgesogen, sondern von den zarten Händen dänischer Jungfrauen liebevoll herbeigestreichelt. Solcherlei Firlefanz hat natürlich seinen Preis.« Ja, die Welt wäre aus mehreren Gründen ein schönerer Ort, wenn dies die Antwort wäre.

Ist sie aber nicht. Und weil wie gewöhnlich meine Kommunikationsphalanx inklusive Großhirn für die Dauer des Einkaufes auf Standby geschaltet ist und einfach nicht schnell genug in den ersten Gang kommt, begehe ich eine Verzweiflungstat und sage statt dessen:

(Der Soundtrack brummt in klebrigem Suspensegewaber.)

»Äh, ja. Genau dreißig Pfennige!« Von wegen Satiriker! Ein erbärmliches Nervenbündel, das ist es, was ich bin.

Auf dem Parkplatz beruhige ich mich dann doch soweit, daß ich wieder einen klaren Gedanken fassen und immerhin noch der mutmaßlichen Wahrheit auf die Spur kommen kann: Der Grund für die Preisdifferenz ist natürlich der, daß die eine Firma regelmäßig TV-Werbespots bezahlen muß und die andere nicht. Puh! Warum nicht gleich so?

Auf dem Weg zum Einkaufswagenzusammenschiebeställchen fällt mir dann auf, daß damit ja im Grunde jeder Fernseherbesitzer, der die teure Milch kauft, gleich zweimal verarscht wird: Er wird nicht nur beim Fernsehgenuß ständig von Werbspots gestört, sondern hat als Teuermilchtrinker ebendiese Störung auch noch selbst bezahlt! Ha! Von wegen Free-TV! Das ist wohl eher Teuer-TV, noch dazu von der unverschämtesten Sorte!

Nun mag man sich natürlich die absolut berechnete Frage stellen: »Wenn das so ist, und es ist ja erschreckend offensichtlich, daß das so ist, wieso zur Hure Babylon sollte dann noch irgend jemand, der bei klarem Verstand ist, die teure Milch kaufen?« Wer sich das fragt, der möge bitte genau jetzt ganz kurz im Kopf die Zahl derer überschlagen, von denen er annimmt, daß sie jederzeit vollkommen klaren Verstandes das Weltenrund durchheilen, die selbe deprimierend niedrige Zahl rausbekommen, die ich dabei ständig rausbekomme, daraufhin seine

Einwände in den Wind schlagen und mir fortan ohne weitere Nörgeleien durch den restlichen Verlauf der Kolumne folgen, in der jetzt gleich eine echt tolle Überleitung zur Verschwörungstheorie kommt.

(Erneut dramatisches Wimmern im Soundtrack!)

Die Verschwörungstheorie geht nämlich so: Dahinter steckt ein genial ersonnener Dressurakt, mittels dessen die Bewohner der Zivilisation zu dem Irrglauben erzogen werden, teure fernsehbewerbene Milch sei irgendwie besser als die schnöde billige Einfach-nur-so-Milch. Und er funktioniert! Nach einer Weile können besonders gelehrige Konsumenten sogar aus dem Stand heraus argwöhnen, bei billiger, nicht beworbener Milch gehe nicht alles mit rechten Dingen zu, z.B. falle hin und wieder ein Zeigefinger in den Tankwagen und überhaupt seien bei ihrer Herstellung grundsätzlich irgendwelche finsternen Menschen mit verdächtigen Schnurrbärten beteiligt ...

Noch während ich mich stirnrunzelnd frage, wie man solches wohl bewerkstelligt, ohne Unmut zu erregen, wird mir klar, daß wir hier immerhin in einem Land leben, in welchem ein Fernsehsender wie RTL2 zahlreiche Menschen problemlos in Lohn und Brot setzen kann, einfach indem er regelmäßig Sendungen wie ...

(Der Geheimnisrausfindsoundtrack jauchzt jetzt in höchsten Tönen!)

... »Die dicksten Dinger« abspult! Heureka! Da haben wir des Pudels respektive der Verschwörungstheorie üblichen Kern: Eine Fernsehsendung, die sich nicht etwa, wie der Name vermuten läßt, mit der Zurschaustellung der üblichen weiblichen Milchtüten-Anatomie beschäftigt, sondern vielmehr - Aufpassen jetzt! - mit dem Abspielen von Werbespots! Ja! Sie haben sich nicht verlesen: Eine einstündige Sendung, in der die Werbespots zwischendurch von anderen Werbespots unterbrochen werden. Und es gibt unleugbar nicht gerade wenige Menschen, die sowas tatsächlich als Unterhaltung betrachten, was ich zwar für eine wenig erstrebenswerte, dafür aber um so faszinierendere Fähigkeit halte. Offenbar muß man in einer bestimmten Weise gestrickt sein, in der ich nicht gestrickt bin, um das zu können. Aber vielleicht man muß auch einfach nur ganz viel üben, will man die Herabwürdigung vom Menschen zum Konsumenten zur amüsanten Teilnahme an einem ökonomischen Gesamtkunstwerk uminterpretieren, z.B. indem man jedesmal bedenkenlos sowohl nickt als auch glaubt als auch nachplappert, wenn irgendein pseudowichtiger Unsere-urbane-Kultur-total-gut-Finder behauptet, Werbespots seien ja »irgendwie Kunst, quasi Minidramen, von allem überflüssigen Ballast befreite Kleinkunstwerke und ergo beeindruckendes Ausdrucksmittel

unserer modernen Kultur blablabla«.

In Wahrheit sind Werbespots natürlich nach wie vor die guten alten schändlichen kleinen Machwerke und obszönen Agenten einer völlig enthemmten Ökonomie auf Marketingkreuzzug, die sie schon immer waren. Man darf es nur nicht vergessen, das ist der ganze Trick. Sonst haben wir bald, am Ende eines wahrhaft beeindruckenden globalen Dressuraktes, tatsächlich einen Planeten voller aufrecht gehender Säugetiere, die Geld dafür bezahlen, Werbespots angucken zu dürfen. Ich persönlich jedenfalls halte so etwas für durchaus vermeidenswert.

PS: Sie können den Geheimnisrausfindsountrack jetzt getrost abstellen. Die Kolumne ist zu Ende.

Ich, Spinoza und das Douglas-Adams- Gedenk-Brathähnchen

Zunächst ein kleiner Nachtrag zur letzten Kolumne: Intermarché, unser aller französischer Lieblingssupermarkt, hat inzwischen das Milchtütenverschwörungsproblem in seiner ganzen Tragweite erkannt und auf seine eigene Weise gelöst, indem dort einfach überhaupt keine Milchtüten mehr ins Kühlregal gestellt werden, jedenfalls nicht zu den Zeiten, zu denen sich Kunden dort aufhalten. Nichtsdestotrotz bzw. gerade deswegen hat die Beziehung zwischen mir und dem gallischen Zwischenmarkt allmählich ein extrem frostiges Stadium erreicht – inzwischen erwäge ich, die diplomatischen Beziehungen zu diesem Teil Frankreichs endgültig abubrechen. Und da wir sowieso gerade bei schlechten Nachrichten sind: Douglas Adams ist kürzlich verstorben!

Angesichts einer solch düsteren Weltlage spuken schon mal höchst unerquickliche Fragen durch das entgeisterte Großhirn, z.B. »Warum zur Hure Babylon riecht es in meinem Badezimmer nach Brathähnchen?« oder auch »Aus welchem dreimal verzarkten Finger sauge ich mir denn jetzt bloß auf die Schnelle eine Douglas-Adams-Gedenk-Kolumne?«

Auweia! Ich sehe bzw. höre schon: Verzweiflung, Chaos und endzeitbedingtes Zähneklappern allerorten. Da hab ich ja was angerichtet mit meiner Fragerei. Na gut. Ich bin einsichtig. Das mit der Gedenkkolumne ist zwar ein netter Anfang, aber ansonsten eine echte Scheißidee. Zum Glück habe ich neulich noch erfahren, entscheidend bei einem Text seien ohnehin nur der Anfang und der Schluß, was dazwischen passiere, sei von eher sekundärer Bedeutung. Na dann! In so einem Fall ziehen wir uns doch jetzt einfach unauffällig aus der Affäre, z.B. mit einem möglichst schnellen Szenenwechsel. Also:

Szenenwechsel. Ein verträumter, in italienischer Sonne vor sich hin dösender Provinzbahnhof. Gefälliger Duft nach Zedern und Lavendel, untermalt vom Zirpen einiger Zikaden. Eine Bildunterschrift unterrichtet uns darüber, daß es sich um »Die Toscana, 1652 – später Vormittag« handelt. Auf einer Holzbank an Gleis 1 sitzt der junge holländische Philosoph Baruch de Spinoza, schaukelt ein Notizbuch auf dem Knie und ärgert sich darüber, daß es noch so lange hin ist, bis er

der bedeutendste Systematiker des Rationalismus und Pantheismus wird. Als solchen, so hofft er jedenfalls, werden ihn eines fernen Tages die Lexika titulieren, und wie wir wissen, hat er damit ja gar nicht so unrecht. So sitzt er also da, in der Sonne, und grübelt neben all dem rationalistischem bzw. pantheistischem Kram vielleicht auch darüber, was sich wohl gerade in seiner Studenten-WG im fernen Holland abspielen mag bzw. was wohl an jenen Tagen los ist, wo er eigentlich mit dem Abwasch dran wäre, und wie sehr ihm die Grachten fehlen, trotz der idyllischen Sonne und dem Zikadenduft und Zederngezirpe, aber er brauchte diesen Urlaub dringend, einfach mal raus, Neues sehen, hören, riechen und den Traum vom bedeutendsten Systematiker voran bringen...

Was die Lexika übrigens kollektiv verschweigen, sind die Dinge, welche auf Spinozas langem Weg zum bedeutendsten Systematiker auf der Strecke geblieben sind. Zum Beispiel der berühmte »Tractatus Mythologicus Urbanus oder Was ein Menschenkinde thuen möge, so es sich selbst beim Rumerzählen urbaner Mythen ertappet, zum Beispiele die blöde Geschichte mit der Tarantel in den Bananen oder gar jene mit der Handy-Attrappe beim Cabrio-Fahrer«. In diesem weitgehend unbekanntem und schon zu seinen Lebzeiten wenig beachtetem Traktat standen höchst absonderliche Sachen. Beispielsweise schlug er vor, man möge sich zu Bußzwecken mit einem Brathähnchen ins Badezimmer setzen und dem Nachbarn in der Wohnung obendrüber zuhören, wie er sein Geschirr in der Badewanne abspült.

Das mit dem Geschirr in der Wanne ist m.E. übrigens auch so ein urbaner Mythos. Immerhin kennt praktisch jeder einen oder eine, der oder die schon mal in so eine total verdreckte Studentenwohngemeinschaftsbude reinkam, wo alle Haschisch rauchten, und überall subversive Bücher und Rudi-Dutschke-Poster und Che-Guevara-Poster und »Don't walk on it - smoke it!«-Poster an allen Wänden. Und dann – als normaler Mensch macht man sich da ja keine Vorstellung von – begibt man sich aus den einschlägigen Gründen ins Badezimmer, und ebendort, in der ohnehin nicht besonders sauberen Badewanne, stapelt sich der Spül von vier Wochen. (Die meisten fügen an dieser Stelle ein »Uääääch!« oder ähnliches ein, um zu unterstreichen, wie eklig das ist!) Und während man noch mit dem Betrachten des eingetrocknet-bräunlichen Geschirrstapels und dem dazugehörigen Sich-Grausen beschäftigt ist, kommt einer dieser unsäglichen Studentenfliegen herangelümmelt, ergreift einen Holzknüppel, wohl für den Fall, das irgendwas im Geschirrstapel nicht

sofort richtig tot geht, beginnt dann damit, das Geschirr erst abzubrausen, dann einzuschäumen und einzuweichen und schließlich mit dem Holzknüppel umzurühren und dabei subversive Geschirrumrühr-Lieder zu singen, wie sie wohl nur in einer solchen von Freidenkertum geschwängerten Atmosphäre entstehen können. Anschließend wird noch mal abgebraust, mit dem Fön trocken gepustet und gar nicht erst wieder in den Schrank geräumt, weil man sich die Teller ja genausogut aus der Badewanne nehmen kann und Küchenschränke bekanntermaßen Knechtinstrumente des Establishment darstellen.

Wer sowas schon mal erlebt hat, fand das ziemlich schlimm, und die zugehört haben, nicken und finden es ebenfalls schlimm, weil was schlimm zu finden mittlerweile schon fast ein Breitensport ist. »Beate Uhse«, rufen z.B. noch immer viele, »echt schlimm!« Oder auch: »Tennissocken! Total schlimm!« Dazu sei lediglich gesagt: Menschen, die Beate Uhse immer noch schlimm finden, ist nicht mehr zu helfen. Glücklicherweise sind sie in den meisten Fällen so alt, daß sie ohnehin bald wegsterben und damit Platz machen für eine neue und hoffentlich bessere Generation. Von Menschen, die Tennissocken schlimm finden, kann man hingegen nur hoffen, daß sie ungeachtet ihres Alters ebenso flugs dahingerafft werden wie die Beate-Uhse-Schlimmfinder, auf daß die Welt gereinigt werde von ihrem schändlichen, geistige Verschrumpelung und Menschenfeindlichkeit offenbarenden textilen Snobismus und in den Köpfen der Gemeinde wieder Platz sei für wichtigere Dinge, die man schlimm finden kann, z.B. daß Jürgen Drews mittlerweile wirklich überall zu sehen ist, oder die rücksichtslose und fanfeindliche Ausstrahlungspraxis, die Sat.1 bei »Star Trek« an den Tag legt. Das ist echt total schlimm!

Just in diesem Moment aber erhebt sich der noch immer im Szenenwechsel sitzende Spinoza von seiner Bahnhofsbank. Er ist inzwischen erheblich älter und weiser, und seine Knie knarzen, als er aufsteht, ein papierenes Geräusch, das sich anhört, als wendeten achttausend Studenten gleichzeitig ihre wegen WG-Haschischrauch-Verkrustung in der Badewanne eingeweichten »Don't walk on it - smoke it!«-Poster mit einem hölzernen Prügel, auf daß die ollen Parolen wieder hübsch flauschig und revolutionär werden. Der alte Spinoza läßt die Knie wohligh zu Ende knarzen, tritt dann ganz nah an die Kamera und erhebt einen tadelnden Zeigefinger: »Enthaltet Euch gefälligst jeglichen Schlimmfindens«, mahnt er krächzend, »denn wisset: Ein jedes Ding beweist die Berechtigung für sein Dasein bereits allein dadurch, daß es

existiert.«

So sprach er, und so steht es geschrieben. So lasset uns zum Abschluß gemeinsam gedankenspielen, daß es durchaus schon morgen eine Welt geben könnte, in der das Zusammenschlagen von Jürgen Drews ein Breitensport ist, und wegen Spinoza darf das dann auch niemand schlimm finden.

PS: Eine Beliebtheit, welche jener des Was-Schlimm-Findens in etwa gleichkommt, können m.E. lediglich noch folgende aktuell angesagten Freizeitaktivitäten vorweisen:

»Tour de France gucken und total spannend finden« sowie »Dumme und nichtskönnende Pseudo-Kult-Prominente vom Typ Verona Feldbusch für ihre offensichtliche Cleverness bewundern«.

PPS: Ich finde, es gibt Schlimmeres.

PPPS: Aber nicht viel.

Schluß mit Krabbelgruppengeschwätz!

Nur zu gerne möchte ich behaupten können, zu den letzten Kolumnen Unmengen von Briefen aufmerksamer Leser erhalten zu haben, in denen sie dies und jenes bekrittelten und so Stoff für neue Texte und/oder Anekdoten lieferten. Habe ich aber nicht, also kann ich's nicht. Offenbar gehören meine Leser nicht zur aufmerksamen Sorte. Oder auch zu jener Sorte, die vielleicht aufmerksam lesen, es aber niemandem sagen und erst recht keine Briefe hinterher schreiben. Das ist aber auch nicht weiter tragisch. In Leserbriefen steht ohnehin nur selten das, was man gerade braucht, wenn man sich erstmal vorgenommen hat, einen Text mit den Worten »Ein aufmerksamer Leser schrieb mir ...« zu beginnen, sondern statt dessen lauter Zeug, das man gar nicht hören will oder das einen bloß in Schwierigkeiten bringt, sobald man sich genauer damit befaßt.

So verwickelte mich einst ein offenbar leicht verwirrter Leser in eine Diskussion darüber, wie ich meine Texte bzw. auch meine Person an sich noch effektiver mit der an diversen Stellen angekündigten politischen Inkorrektheit versehen könnte. Er schlug mir u.a. ernsthaft vor, ich solle doch Besserverdienende an der Bushaltestelle anpinkeln und gegen Schwangerschaftsgymnastik polemisieren. Nun, als Schreibender habe ich ja gewissermaßen die Pflicht und Verantwortung, mich mit den Wünschen und Sorgen der Lesenden auseinanderzusetzen, also setzte ich mich hin und auseinander und grübelte, was ob dieser Beschwerde zu unternehmen sei.

Menschen an Bushaltestellen anzupinkeln, ganz gleich, wieviel sie verdienen, schien und scheint mir keine besonders erstrebenswerte Tätigkeit zu sein. Zudem bestand im Durchführungsfall eine gewisse Aussicht auf böse Worte oder gar Handgreiflichkeiten. Soviel an Verrohung und körperlichen Widrigkeiten war mir eine Feldforschung in Sachen Leserfeedback dann doch nicht wert. Das Polemisieren gegen Schwangerschaftsgymnastik hingegen schien mir einfach und im Vergleich zu öffentlichen Urinieraktionen auch vergleichsweise ungefährlich, weshalb ich beschloß, in dieser Richtung einige zaghafte

Versuche zu unternehmen.

»Liebe Mitmenschen«, begann ich daher nun bei allen sich bietenden Gelegenheiten zu polemisieren, »ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß ich Schwangerschaftsgymnastik für vollkommen überflüssig halte. Immerhin ist es den Frauen etliche Jahrhunderttausende hervorragend gelungen, ohne solcherlei Firlefanz Kinder in die Welt zu setzen. Wären Schwangerschaftsgymnastik und ähnlicher Schnickschnack essentielle Voraussetzungen zur Fortpflanzung, würden alle Frauen per Evolution mit einem in Uterusnähe angebrachten Gymnastikratgeber ausgeliefert. Werden sie aber nicht. Die Evolution selbst scheint offenbar eine Gebärmutter, robuste Gesundheit und ein bißchen gesunden Menschenverstand für völlig ausreichend zu erachten.« Und die Mitmenschen nickten oder brummten wohlwollend oder taten anderes, um meiner Polemik die entsprechende Zustimmung zuteil werden zu lassen.

»Demzufolge«, polemisierte ich daher munter weiter, »sind Schwangerschaftsgymnastik und artverwandte neomodische Verrichtungen generell als Luxus bzw. Humbug zu betrachten, bestenfalls als Plotdevice für uninspirierte amerikanische Sitcoms, die komödiantischen Nutzen aus dem männlichen Unwillen zur Teilnahme an o.g. Tätigkeit ziehen, um die Lücken zwischen den Werbepausen zu füllen. Ganz zu schweigen vom weiblichen Unwillen zur Teilnahme an irgendwelchen schwangerschaftsspezifischen Humbugtätigkeiten, welcher allerdings nur selten im Fernsehen thematisiert wird.«

Eine diesbezügliche kurze Umfrage unter bereits fortgepflanzten BekanntInnen hatte nämlich eine sehr interessante und für die in der Regel männlichen So-ist-man-auf-korrekte-Weise-schwanger-Ratschlägegeber höchst niederschmetternde Erkenntnis zutage gefördert: Frauen haben im Allgemeinen von dem ganzen Gedöns die Nase ziemlich voll. Ewig Bücher kaufen und zur Gymnastik rennen und über Windeln und Strampelanzüge diskutieren und Krabbelgruppen gründen, in welchen man mit anderen Frauen darüber diskutieren kann, wie unheimlich blöde das ewige Ratschläge von Männern kriegen und Bücher kaufen etc. eigentlich ist, und daß man bzw. frau eigentlich auch mal ganz gerne über Fußball oder Breitreifen oder sowas reden würde, und daß sie außerdem als Frauen schon von Natur aus verdammt noch mal am allerbesten wüßten, wie frau ein Kind zur Welt zu bringen hat und deshalb ihre Zeit auch durchaus mit anderen Tätigkeiten verbringen könnten, z.B. Einkaufen. Durch meine Fragerei angeregt, erwägten einige sogar spontan die Gründung einer Bürgerinitiative.

Geplanter Titel: »Schluß mit Krabbelgruppengeschwätz! e.V.« Da hab ich ja was angerichtet. Kaum polemisiert man mal ein bißchen, und schon stößt man allerortens auf Zustimmung. Mit furchterregendem Ergebnis: Aufstand der Gebärenden, Pleiten in der Schwangerschaftsbuchindustrie und ähnlicher Unbill bricht unerwartet über die Bevölkerung herein. So was kommt dabei raus, wenn man Leserbriefe ernst nimmt ...

Bevor ich also weitere gesellschaftliche Katastrophen heraufbeschwöre, tue ich doch viel lieber das in dieser Situation einzig Sinnvolle und beuge mich der Erkenntnis, daß man sich die wirklich brauchbaren Leserbriefe besser selbst schreibt. Und wer jetzt sagt: »Das ist aber gemogelt!« dem kann ich nur sagen: »Ich habe diese meine Kolumnen mit Sicherheit öfter gelesen als jeder andere. Wenn also jemand das Recht hat, einen *Leserbrief* zu verfassen, dann ich. Punktum!« Gesagt, getan. Ich schreibe mir also selber einen Leserbrief, lese ihn sogleich, und kann nun endlich mein oben erwähntes Vorhaben in die Tat umsetzen, indem ich folgendes schreibe:

Ein aufmerksamer Leser (sic!) schrieb mir bezüglich der »Dicksten Dinger«-Milchtütenkolumne:

»Lieber Herr Kolumnist« schrieb er, »ich möchte Ihnen eine Frage fragen, die mir um Folgenderwelches gehen tut: Wenn Sie das schon alles wissen tun mit Ökonomie und den dicksten Dingen und so, warum sind Sie dann nicht schon längst Millionär, Sie Aufschneider? Mit freundlichen Grüßen: Ein aufmerksamer Leser.«

Ein guter Leserbrief, oder nicht? Authentisch. Kritisch. Kontrovers. Wie schön wäre mein Dasein, bekäme ich nur öfter solche Post? Wahrscheinlich nicht so besonders. Da ist es nur gut, daß ich mir solche Post selber ausdenken muß, um sie zu bekommen. Nun aber ist dieser Leserbrief da, erhebt sein häßliches Haupt und offenbart zudem ein logisches Dilemma: Wenn ich doch jetzt schon weiß, wo's langgeht und auf das Intimste vertraut bin mit den Wunderlichkeiten der New Economy, warum ziehe ich nicht meinen Nutzen daraus? Ich bräuchte doch lediglich meine Website umzubenennen in »Die klicksten Dinger«, dort nur noch die 5 witzigsten Werbebanner des Tages zu zeigen, evtl. mit einem kleinen Kommentar über das sich abzeichnende »Klick mich, du Sau!«-Revival im Erotik-Sektor, und wenn in der Neuen Ökonomie auch nur irgendeine Logik verborgen ist, müßte alsbald auf meiner Seite ein solcher Surfer-Ansturm herrschen, daß ich die Fläche rund um die witzigen Werbebanner für viel Geld an nicht ganz so witzige Werbebanner vermieten könnte, und schnurstracks ermöglichen mir

selbige einen Lebenswandel, bei dem ich Schwierigkeiten hätte, mich zu den Nutten und dem Sekt durchzukämpfen, wegen all der Goldbarren und Kokainsäcke, die sich auf meinen Luxusjachten stapelten. Als Leserbriefschreiber oder auch als einfach nur Lesender jedoch hinterher nix Schreibender könnte man sich nun also mit Fug und Recht fragen, warum ich diesen Schritt trotz all der offensichtlichen Vorteile nicht schon längst unternommen habe. Und die Antwort lautet natürlich: Weil ich Kokain nicht ausstehen kann. Falls Sie jedoch der Meinung sind, ich hätte trotzdem ein wenig Luxus verdient, dann übersenden Sie mir bitte zu statistischen Zwecken Ihre Kreditkartennummer. Der erste Einsender gewinnt eine vergoldete Kaffeetasse mit einem hübschen Logo drauf, die nächsten 555 den Soundtrack zur Kolumne. Viel Glück!

Okay, Würstchenwasser ist nicht gerade das Gelbe vom Ei der ... hüstel ... Zivilisation

Hin und wieder ist man selbst ja so rein menschlich auch nicht gerade das Gelbe vom Ei. Man merkt das z.B. daran, wenn man einer ... hüstel ... etwas stärkeren Dame gegenüber sitzt, und jene eine von diesen Fragen stellt, von denen den Frauen seit Jahren in allen möglichen Zeitschriftenartikeln eingebleut wird, sie sollten sie besser nicht stellen, weil ihnen die Antworten eventuell nicht gefallen könnten. Man sitzt also da, und die ... hüstel ... etwas stärkere Dame fragt: »Macht mich dieses Kleid eigentlich dick?«

Jeder normalzynische Mitteleuropäer denkt jetzt etwa Folgendes: »Nö. Es ist eigentlich mehr das Fett an deinem Hintern, das dich dick macht.« Das zu denken, ist menschlich eigentlich voll okay, denn man soll ja zumindest im Herzen stets der Wahrheit verpflichtet bleiben, solange man das nur denkt, aber statt dessen sagt: »Och, würde ich nicht sagen. Betont eher deine tolle Figur.« Oder sowas in der Richtung.

Daß man menschlich nicht so ganz das Gelbe vom Ei ist, zeigt sich daran, daß man das andere nicht nur denkt, sondern auch ausspricht. So wie ich neulich. Zum Glück zeigte sich, daß die ... hüstel ... etwas stärkere Dame, so wie — Achtung! Jetzt kommt ein Klischee! — fast alle Vertreterinnen ihrer Fraktion, mit einem Humor ausgestattet war, der noch um einiges großzügiger dimensioniert war als ihr Sitzfleisch, weshalb sie nicht etwa ihren Teller nach mir warf oder ihren Anwalt anrief, sondern nur lapidar meinte, der Witz wäre an sich nicht schlecht, aber menschlich sei das wohl nicht so das Gelbe vom Ei. Aber damit kann ich durchaus leben, also einer zu sein, der zwar menschlich manchmal nicht so das Gelbe vom Ei ist, aber immerhin brauchbare Witze macht.

Andere Menschenkinder treiben es in dieser Hinsicht ja noch wesentlich toller als ich. Die haben Macken, Grillen oder Spleens, daß einem nur so die Ohren schlackern. So gibt es Individuen, die glauben, sie müßten die Würstchen, welche sie soeben aus einem Glas entnommen haben, erstmal gründlich unter dem Wasserhahn abspülen.

Nach der Ursache für solches Tun befragt, sagen sie, man müsse doch wohl gefälligst erst die eklige Brühe abwaschen, in der die Würstchen noch bis eben rumschwammen, bevor man die Würstchen essen könnte. Bin ich wirklich der einzige, der das als eine zumindest diskussionswürdige Geisteshaltung empfindet? Ich denke, es erfordert schon einen sehr speziellen Charakter, anzunehmen, die Würstchenindustrie mache sich die Mühe, Dutzende von Gesundheits- und Hygienevorschriften betreffend die Herstellung von Würstchen einzuhalten, nur um die solchermaßen hochhygienisch und sicherlich protzgesund hergestellten Fleischröhren abschließend in eine Brühe zu stopfen, die so giftig und ungesund ist, daß man sie vor dem Verzehr möglichst rückstandslos entfernen muß, schon der Kinder wegen. Entschuldigung bitte, liebe Würstchenabspüler, aber das ist keine Logik, das ist Paranoia. Bzw. so ein typischer Fimmel in einer Zivilisation, deren Mitglieder die Muse haben, sich über wirklich jeden Dreck Gedanken zu machen.

Zuviel Denken macht nämlich blöd, bzw. macht vielleicht schlau, verführt einen aber mitunter zu blödem Verhalten, was letzten Endes genauso schlimm ist. Leute, die zu viel denken, haben auch immer ganz schlaue und schlagfertige Gegenargumente gegen alles mögliche. Auf meine Würstchenwasserpolemik von weiter oben antworten sie für gewöhnlich: »Wenn das Zeug so lecker ist, dann trink's doch mal!« Und feixen und klopfen sich gegenseitig auf die Schulter und gratulieren sich zum Gute-Argumente-Haben. Ich jedoch lasse mich davon nicht ins Bockshorn jagen, sondern antworte flugs: »Ihr allerliebsten würstchenabspülenden Gegenargumentehaber, laßt euch gesagt sein: Daß man etwas trinken *könnte*, heißt noch lange nicht, daß ich es auch trinken *möchte*. Ich trinke z.B. auch niemals Bananensaft, und der ist nun mit Sicherheit nicht giftig. Genauso trinke ich niemals jene Flüssigkeit, in welche Rollmöpse für gewöhnlich eingelegt sind. Dennoch käme wohl kaum jemand, nicht mal ihr, auf die Idee, deshalb den Rollmops nach der Glasentnahme erstmal unter dem Wasserhahn abzuspülen, oder?« q.e.d.

Man möge mir im Übrigen die innerhalb dieses Textes gepflegte Marotte nachsehen, den Euphemismus »etwas stärkere Dame« jedesmal mit einem ästhetisch auf Dauer sicher nicht so prickelnden »Hüstel« einzuleiten. Aber wo wir schon mal davon sprechen: Ich würde es durchaus begrüßen, wenn es für Schreibende zur Verpflichtung würde, scheinheilige Euphemismen jeder Art ausnahmslos durch ein vorangestelltes »Hüstel« zu kennzeichnen. Damit man mal sieht, wo wir

überall um den berühmten heißen Brei herumreden, anstatt das Würstchen einfach aus dem Glas zu nehmen und verdammt noch mal sofort zu essen. Mit den Ohren schlackern würde man, könnte man das mal sehen!

Apropos: Kann man eigentlich irgendwo beantragen, daß die eigenen Sätze als übliche Metapher dem allgemeinen Sprachschatz hinzugefügt werden? Wenn ja, dann würde ich gerne beantragen, daß die mittlerweile doch etwas angestaubte Metapher »nicht um den heißen Brei herumreden« durch das soeben von mir erschaffene »das Würstchen aus dem Glas nehmen und sofort aufessen« ersetzt wird. Sie bezeichnen beide den gleichen Sachverhalt, jedoch ist letztere m.E. deutlich unabgriffener. Der heiße Brei, so möchte ich beinahe witzeln, ist nun inzwischen wohl doch reichlich abgekühlt, oder? Und wenn ich schon für sonst nichts in die Annalen unserer Sprach- oder sonstigen Gemeinschaft eingehe, dann wenigstens dafür. Oder vielleicht für den Vorschlag mit dem vorangestellten »Hüstel«, den ich nach wie vor für ziemlich gut halte. Würde sich doch auf diesem Wege unter Umständen recht schnell herausstellen, daß viele gerade jener Schreiberlinge, die immer so oberfreundlich und superkorrekt sind, daß sie ihre Würstchen nicht nur gründlich abspülen sondern auch noch mit flauschigen Tüchlein sorgfältig abtrocknen, Geschreibsel produzieren, welches in Klartext übersetzt deutlich offenbarte, daß ihr Autor trotz aller überflüssiger Würstchenhygiene menschlich ... nun ... hüstel ... auch nicht immer so das Gelbe vom Ei ist.

Womit wir dann trotz aller eher metaphysischer Würstchenkontroversen doch noch was gemeinsam hätten. Möglicherweise könnten wir eine eigene Interessengemeinschaft aufmachen, uns in muffigen Kellern zusammenrotten und in langen, verrauchten Pamphleten von der Regierung fordern, daß auch Leute, die menschlich ... hüstel ... manchmal nicht so das Gelbe vom Ei sind, sich trotzdem hin und wieder mal über das eine oder andere beschweren dürfen, ohne gleich eins auf den Deckel zu kriegen. Aber denkt dran, liebe Kollegen: Ich kann nur Samstags von vier bis sechs!

Szenekneipe? Weggegrillt!

An manchen Tagen mache ich mir Gedanken über Sachen, das gibt's gar nicht. Wenn ich merke, daß es wieder losgeht, dann setze ich mich meistens erstmal hin, schnaufe tief durch und denke mir: »Auweia! Ich mach mir wieder Gedanken über Sachen, das gibt's gar nicht!«

Neulich zum Beispiel machte ich mir Gedanken darüber, warum ausgerechnet Pizza ein Gericht ist, das (von einigen unrühmlichen und wenig frequentierten Ausnahmen abgesehen) praktisch durch die Bank in Anwesenheit des Gastes zubereitet wird. Ich finde das seltsam. Schließlich käme kein anderer Gastronomie Zweig auf die Idee, jenen infernalischen Krach, die unappetitlichen Instrumente und das unflätige Dahergerede, unter welchem Austernpudding und gesottene Nachtigallenzungen zubereitet werden, hinter einer Glaswand oder gar an einem offenen Tresen zur Schau zu stellen. Solcherlei Gebaren hätte schon sehr bald zu einem abrupten Aussterben der Gewohnheit geführt, am Wochenende zum Essen mal wo hin zu gehen.

Am Wochenende mal wo hin zu gehen, ist übrigens eine drollige Sitte, welche m.E. hauptsächlich von Leuten praktiziert wird, die es mit sich zu Hause nicht mehr aushalten. Früher begab man sich höchstens einmal im Monat auf den Dorfanger oder in ein Wirtshaus, um die Heuernte zu feiern, oder irgendeine Hochzeit bzw. Beerdigung, oder um den Herrgott mal für eine Weile einen guten Mann sein zu lassen. Heutzutage hingegen drängelt es den modern Lebenden und Ausgehenden ständig in verrauchte Szenekneipen mit zweifelhafter Belegschaft, nur um Montags verkünden zu können, da und da sei wieder »tierisch was los« gewesen. Die Veranlassung für solche Äußerungen ist die simple Tatsache, daß sich etliche Dutzend oder gar Hunderte Menschen für eine Weile auf dem selben Stückchen Geographie zusammendrängelten wie man selbst, was ja bei anderen Gelegenheiten, im Supermarkt etwa, oder im ÖPNV, als eher störend empfunden wird. Höchst selten wird man jemanden treffen, der erzählt: »Boah, da ham wir den ganzen Abend auf einem Bein gestanden, weil für das andere kein Platz mehr war, und heiß und stickig war's, und zu trinken gab's auch nix, weil die Kellner nicht bis zu uns durchgekommen sind, außerdem war's so laut, daß ich mein eigenes Wort nicht mehr

verstanden habe. Ich frag mich echt, was ich da eigentlich wollte.« Statt dessen heißt es schlicht: »War tierisch was los!« Mysterium Mensch?

Keineswegs! Ich möchte nämlich an dieser Stelle eine etwas radikale These wagen: In Wahrheit stinkt die meisten diese Weggeherei mächtig an. Die machen das nur, weil sie nicht wissen, was sie sonst machen sollen, würden das aber natürlich niemals zugeben. Eigentlich lebten sie alle viel lieber ein glückliches und erfülltes Leben, fernab von allem Mediengeklingel und -gebrumme. Sie würden die vergleichsweise Menschenleere ihrer eigenen vier Wände als höchstes Gut schätzen und verehren. Die Männer würden Nußbaumkommoden abschleifen, oder was die Natur sonst an Tätigkeiten für den Mann außerhalb der Fortpflanzung vorgesehen hat, und die Damen säßen in ihren Ohrensesseln, bestickten Topflappen mit religiösen Sinnsprüchen und machten sich kluge Gedanken über den Lauf der Welt, z.B. über die höchst geheimnisvolle Frage, warum es eigentlich keinen 2. FC gibt. »Seltsam«, mag die stickende Dame so bei sich denken, derweil im Hintergrund schwielige Männerhände mit einem samtigen Geräusch über frisch geschliffenes Nußbaumholz streicheln, »gar viele Städte nennen einen 1. FC ihr eigen, doch in keiner Publikation, welche mir jemals nahe kam, wird ein 2. oder gar 3. FC erwähnt. Wie kommt denn sowas? Wurden Letztere durch die erdrückende Präsenz des bereits vorhandenen 1. FC eingeschüchtert, in eine Randexistenz gedrängt und schlußendlich ausgemerzt? Oder hielt man es angesichts eines bereits vorhandenen 1. FC für überflüssig, überhaupt erst weitere ins Leben zu rufen, und nannte deshalb die sonstigen Zusammenschlüsse von Rasensporttreibenden lieber SpVgg oder auch Borussia, zur Erinnerung an jenen neulateinischen Namen für das gute alte Preußen, in welchem auch unsere schöne Nußbaumkommode hergestellt wurde? Wäre es aber in diesem Falle nicht semantisch richtiger, den entsprechenden Verein den *Einzig*en FC zu nennen?« Aber vielleicht würde sie das auch nicht denken. Solche Sachen fragt sich doch kein normaler Mensch.

Wenngleich ich ja im Sich-Gedanken-Machen eher ein kleiner Fisch bin. Die NASA-Wissenschaftler z.B. haben ganz andere Sorgen. Amerikaner haben ja sowieso immer viel tollere und wichtigere Sorgen als alle anderen. Ihre neueste Sorge ist denn auch eine große und berechnete: Die Erde wird untergehen! Kein Witz! Geht einfach so kaputt – weggegrillt von der Sonne, die irgendwann zu heiß wird. Und dann ist's vorbei mit Szenekneipen und Rasensport. Dann ist die Erde hinüber, und zwar schon balder als man denkt. In ca. drei Milliarden

Jahren ist es soweit! Also am besten jetzt noch mal schnell was einkaufen vorm Weltuntergang ...

Trotz eines scheinbaren Mangels an Unmittelbarkeit bitte ich ausdrücklich um Panik: Drei Milliarden Jahre gehen immerhin schneller rum als man denkt! Die letzten drei Milliarden Jahre sind ja auch nur so vorbeigeflogen. Da ist es durchaus beruhigend zu wissen, daß die geistige Elite dieses Planeten bereits jetzt alle banaleren Larifari-Sorgen, die gewisse Subjekte eventuell als ein wenig dringlicher benörgeln könnten, schlicht beiseite schiebt und sich mit den wirklich großen Fragen beschäftigt.

Womit sie das Problem auf ihre ganz eigene Weise womöglich tatsächlich löst. Denn wenn der IQ-Club kollektiv über dem ach so nahen Planetenexitus brütet, vergißt er darüber jene Probleme zu lösen, die dafür sorgen, daß es in spätestens einhundert Jahren sowieso keine Menschheit mehr gibt, über deren Vernichtung man sich Gedanken machen müßte. Das nenne ich konsequentes Denken bzw. das Problem bei der Wurzel zu packen: Ohne noch vorhandene Menschheit ist das sonnenbedingte Weggrillen derselben ein zu vernachlässigendes Problem. Und die versammelte Tierheit und Pflanzenheit bzw. eigentlich der gesamte Kosmos an sich wird wahrscheinlich erstmal entspannt durchatmen, von der Erde ganz zu schweigen. Die wird dann sagen: »Siehste? Aussitzen geht auch!« Hat sie dann doch erfahren, daß man sich einen wirklich fiesen Fall von Homo Sapiens zuziehen kann und sich das Problem nach einer gewissen Weile durchaus von selbst erledigt. Und ab sofort: Täglich neun Milliarden Tropfen Echinacea gegen eine Neuansteckung!

Und sollte die Menschheit sich wider Erwarten doch noch mal aufrappeln, bitte ich darum, beim Neuaufbruch nicht nur den Krieg und das Geld zu verbieten, sondern auch dafür Sorge zu tragen, daß eine Pizza, genau wie jedes andere Tellergericht auch, gefälligst hinter verschlossenen Türen zubereitet wird. Wir sind doch hier nicht in Japan!

Rebellion gegen gähnen, aber Düsseldorf von hinten ist auch nur bedingt schmackofatz

Heute hat es tatsächlich eine ganze Stunde lang nicht weh getan, am Leben zu sein. Ich betrachtete das als bemerkenswerten Fortschritt. Und höre bereits die Nörgler: »Boah, so ein Negativist! Immer alles schlecht machen! Selbstmitleidiges Gefasel. Und überhaupt: Was für ein Humbug! Wenn dem was wehtut, soll er doch zum Arzt gehen ...«

Das ist allerdings ein echter Warmduscher- und Nixkapierer-Vorschlag. Ärzte sind nämlich sowieso alle Quacksalber. Die können ja nicht mal helfen, wenn man Schnupfen hat. Wie sollen die dann helfen, wenn einem das Leben weh tut? Die sagen immer nur — nene, nicht: »Nehmen Sie zwei Aspirin und rufen Sie mich morgen an.« So was sagen nur Ärzte im Film, und auch dann nur gerücheweise, wenn der Drehbuchautor mal schnell einen doofen Spruch über Ärzte braucht. Echte Ärzte sind erschreckend unkreativ und logisch rational bis zur Nörgeligkeit. Man kommt ihnen mit Krankheiten, wie sie schöner nicht erdacht sein können, und die kommen einem statt mit Mitleid bloß mit Diagnosen und klugen Ratschlägen. Sagt man zu einem: »Herr Doktor, immer wenn ich so mache, tut's weh!« bekommt man als Antwort: »Na, dann machen sie halt nicht so.« Ginge ich zu einem Arzt und sagte: »Das Leben tut mir weh!« würde der wahrscheinlich sagen: »Dann leben Sie halt weniger.«

Was nun wirklich ein denkbar bescheuerter Ratschlag ist. Das ist doch total gähnen. Schließlich soll man das Leben doch genießen. Den Tag pflücken, wie er einem vor die Füße fällt. So ein modern life sollte seinen Eventcharakter behalten. Ich will nicht nur da sein. Ich will Fun und Action und Erlebniskultur.

Eines der Erlebnisse übrigens, daß mir mittlerweile seit gut einem Jahrzehnt konsequent vorenthalten bleibt, ist ein Mensch, der in beliebiger kommunikativer Situation das Wort »schmackofatz« benutzt. So geht unsere Sprache vor die Hunde. Dabei halte ich dieses Wort schon allein aufgrund seiner originären Beknacktheit für unbedingt

erhaltenswert. Ein wohlfeiles Zäunchen sollte man um dieses und ähnliche Worte ziehen, mit Schildchen dran über Herkunft und Paarungsgewohnheiten, und Schulklassen sollten daran vorbeidefilieren und zum Abschied aus dem Worte-Erlebnis-Park die Aufgabe mitkriegen, all die schönen Vokabeln täglich zu benutzen und so etwas Nützliches zu tun. Genau das sollte man tun, und sei es nur, um »schmackofatz« vor dem Tode zu bewahren. Das ist irgendwie so schön uncool-retro-80er, nostalgischer Schulhof-Slang, den ich mangels Erlebniskultur im Erwachsenenendasein in düsteren Momenten, die maßgeblich deswegen bereits als düster zu betrachten sind, schmerzlich vermisste.

Aber wie sollte ich auch anders? Die Erlebniskultur ist tot. Vorbei ist es mit der bunten Vielfalt der Siebziger, dem coolen Understatement der Achtziger. Vorbei sind Wackersdorf und Miami Vice. Heutzutage verbreitet sich allerortens nur noch Langeweile. Immer dieselben Küblböck-Hackfressengesichter und ARD-Spendengala-Gutmenschen-Labereien, und Schriftsteller wie Douglas Adams fallen vor Grausen tot um wie die Fliegen. Wobei ich zu meiner Schande, deren Größe ob meiner fundamentalen Unwissenheit und Lustlosigkeit, mich mit den Details dieses Universums näher zu beschäftigen, bereits als elefantös bezeichnet werden könnte, gestehen muss, noch nie eine Fliege tot umfallen gesehen zu haben, und ich bin wahrscheinlich nicht der Einzige. (Ja, ihr Germanistenerbsenzähler! Der Einzige! Nicht nur einzig! Das kann jeder. Das ist gähn. Einzigst! Das ist Fun und Action und Rebellion gegen gähn!)

Fliegen sterben heimlich. Erst summen und brummen sie zu unserem so dringend nötigen Missvergnügen durch die Lüfte und erfreuen sich an ihrer offensichtlichen Sinnlosigkeit. Und irgendwann einen Tag später findet man sie auf der Fensterbank. Tot. Die Beine in die Luft gestreckt. Und keine Tatverdächtigen in der Nähe. Man sieht Fliegen fliegen oder liegen, aber niemals sterben. Kein einzigstes Mal sah ich eine Fliege ächzend zu Boden sinken oder auf der Fensterbank sitzend mit einem Herzversagen umkippen. Immer nur Fliegen oder Liegen. Sofern zwischen diesen beiden Zuständen eine Sterbe-Action stattfindet, so bleibt sie unserem Auge verborgen. Vielleicht kommt einfach, wenn mal gerade keiner hinguckt, ein kleiner rüsseliger Fliegengott, streckt seine haarige Klaue aus und dreht die Biester auf den Rücken und das war es dann mit Summen und Brummen und Krankheitserreger rumschleppen. Werden Fliegen eigentlich auch krank? Haben die dann auch Kopf- und Gliederschmerzen? Wird Fliegen auch mal übel? Und

wenn ja: Wovon, um Gottes Willen? Ach, was weiß ich. Man befrage mich nicht. Ich habe vom Leben keine Ahnung. Vom Sterben übrigens auch nicht, wie ich soeben feststellen musste. Solcherlei abstruse Gedanken kommen einem übrigens ausschließlich, wenn man mit der S28 vom Kaarster Bahnhof nach Düsseldorf Flingern fährt. Wer das selbst schon mal getan hat, weiß auch warum. Es handelt sich um eine Bahnstrecke, die ich von der UNESCO gerne als nachweislich hässlichste und unspektakulärste des Planeten ins Weltkulturerbe aufgenommen wüsste. Was natürlich nicht passieren wird, weil die Welt eine Ungerechte ist. An die Germania zu Rüdesheim rollt die Politprominenz über Feldwege zwecks Weltkulturerbeaufnahmefestivitätsbeiwohnung, aber für all die ranzigen Planschbecken und unaufgeräumten Schreinerwerkstätten entlang der S28 interessiert sich natürlich wieder keine Sau, was allerdings angesichts unser stylish world auch nachvollziehbar ist. Mir persönlich ist die stylish world nur recht und billig, by the way. Dieses ewige Genörgel wider den schönen Schein geht mir auf den Keks. Warum sich mutwillig in provinzieller Hässlichkeit suhlen und die Ästhetik des Schlichten und Proletarischen propagieren, wo man es doch so viel schöner haben kann? Das Ganze High-Tech-Gebrumme und Hochglanz-Geplänkel hat schon seinen Sinn. Das war teuer und hat eine komplette abendländische Kultur gedauert, um es sich auszudenken, also finde ich es nicht verwerflich, wohlfeilen Gebrauch davon zu machen. Aber diese wohlstandsgesättigten Dumpflaberer machen ja alles mies. Eigentlich sollte man alle non-stylish-Nörgelfritzen dazu verdonnern, eine Weile lang zusammen mit zwei Dutzend rheinländischer Gärtnergehilfen und Lagerarbeiterinnen S28 zu fahren, und zwar ganz krass nonstop 24/7, damit sie den Wert des schönen Scheins und die Segnungen von Bildung, Kultur und Körperhygiene zu schätzen lernen. Denn S28 fahren ist definitiv nicht stylish und hat auch nur bedingt Eventcharakter, es sei denn, man fürchtet sich wirklich vor allem und jedem oder neigt zu Reisekrankheit beim Rückwärtsfahren. S28 fahren ist wie zwei Aspirin nehmen, weil man gesoffen oder der Arzt es gesagt hat: Echt dröge, klischeehaft und definitiv nicht schmackofatz. Düsseldorf von hinten, so irgendwie. Von vorne ist Düsseldorf ja schon echt stylish und total Metropole. Damit das so ist, musste man wohl einst alles Unmetropolenhafte irgendwie zusammenkehren, und das Kehrschäufelchen hat man offensichtlich sorgfältig entlang der S-Bahnlinie ausgekippt. Das Ergebnis ist eine optische Unerlebnisreise – das architektonische Äquivalent zu einem Bukowski-Roman:

Wäscheleinen in zwangsbegrüntem Hinterhofen, bierkistenverstapelte Balkone, fleckige Plastikstühle neben Autowracks, vergilbte Vorhänge usw. Und hinter jedem zweiten Fenster wird wahrscheinlich gerade gepoppt oder gesoffen oder gestorben oder alles auf einmal, auch um 7:28 morgens, oder geweint und rauchend aus dem Fenster gestarrt und tote Fliegen gezählt, falls das pralle Leben gerade anderweitig verweilt und sich vielleicht über die fehlende Sterbe-Action im Fliegenuniversum wundert oder auch nicht, denn wer noch nicht mal seine Vorhänge gewaschen kriegt vor lauter Saufen und Poppen, der merkt wahrscheinlich auch nicht, daß sich Massen von unter mysteriösen Umständen verstorbenen *Musca Domestica* auf der Fensterbank stapeln. Alles Ignoranten. Und da wundern sich die Herren Doktoren und Professoren, wenn einem das Leben weh tut.

Holzlos durchinformiert oder doch lieber ein Lüftchen am Dingsbums?

Es gibt so Nachrichten, die sind eigentlich gar keine. Neulich zum Beispiel ist Dieter Bohlen nackt in den Wald gerannt.

Als intellektuell dick beschlagener Urbankosmopolit mit Sinn für Stil und Kultur und solche Sachen MUSS man auf solcherlei Ankündigungen möglichst spontan und glaubwürdig antworten können: »Wer zur Hure Babylon ist Dieter Bohlen?«

Aber mal ehrlich – wer kann das schon? Ich hebe meinen Blick einmal kurz vom virtuellen Pulte empor, von welchem ich meine Weisheiten an die Community herabsalbadere, und werfe einen prüfenden Blick in die Runde. »Also, Herrschaften«, sage ich sodann, und linse listig über den Brillenrand, »nur aus Gründen der angewandten Statistik: Mal bitte alle die Hand hoch, die hier glaubhaft und ernsthaft versichern können, nicht zu wissen, wer Dieter Bohlen ist! Aha ... eins ... zwei ... interessant. Äh, Sie da hinten ... was? Ach so, ihr Flüchtlingstreck aus Albanien ist gerade erst angekommen? Das erklärt einiges. Und Sie? Was? Sie waren die letzten zwanzig Jahre in einem tiefen Loch vergraben? Aus Steuergründen? Also, so was aber auch! All den anderen sei an dieser Stelle laut und vernehmlich gesagt: Siehste!«

Was wäre damit bewiesen? Eigentlich noch gar nix. Denn das jemand von (fast) jedem gekannt wird, macht seine Aktivitäten meines Erachtens nach noch lange nicht berichterstattungswürdig. Journalistisch und demokratisch relevant wäre das ganze Nackt-in-den-Wald-Gerenne von wem auch immer nur dann, wenn er/sie/es dabei z.B. neue Umsatzsteuergesetze erließe oder einem bis dato eher freundschaftlich verbundenen Nachbarland den Krieg erklärte. Ohne so was ist es lediglich aufgepumpter Multimedia-Unfug, der uns vormachen soll, wir hätten keine anderen Sorgen. Die wir auch in erheblich geringerem Umfang hätten, nähmen wir uns hin und wieder mal ein Beispiel an der ansonsten ja doch eher nutzlosen Prominenz.

Von mir selbst angestellte Untersuchungen zeigen beispielsweise, daß man alleine dadurch, daß man einmal pro Tag nur für zehn Minuten nackt in den Wald rennt (für Alleinerziehende und IT-Entscheider reicht auch einmal die Woche) den Planeten retten kann. Naja, jedenfalls ein

bisschen.

Denn jene zehn Minuten, die man unbekleidet in einem Gehölz seiner Wahl verbringt, sind immerhin zehn Minuten, in denen man sich nicht mit anderen Sorgen rumärgern muss.

Zehn Minuten, die man nicht damit verplempert, selbst finanzierte TV-Werbepots anzuschauen (Kolumne Eins berichtete), unerwünschte Werbe-E-mails zu löschen oder in irgendeinem blöden Internet rumzsurfen, bei dessen Besurfung, das wissen ja mittlerweile selbst jene Spatzen, die normalerweise beim was von den Dächern runterpfeifen grundsätzlich zu spät kommen, sowieso nur verarscht und ausspioniert wird. Zehn Minuten, in denen mal nicht ein blödes Stückchen Silizium kackfrech versucht, schlauer zu sein als vier Milliarden Jahre Evolution und man statt dessen auf herrlich erfrischende Weise von jeder Form von Information unbehelligt bleiben kann - zumindest, solange es der Multimedia-Mafia nicht gelingt, Eichhörnchen und Blautannen das Sprechen beizubringen. Kurz gesagt: Zehn Minuten, in denen man dem Informationszeitalter einfach mal den nackten Hintern ins Gesicht strecken und ein frisches Lüftchen um das eine oder andere Dingsbums wehen lassen kann.

Gingen wir alle täglich nur für zehn Minuten in den Wald, gefiele es uns da vielleicht so gut, daß wir jeden Tag ein bisschen länger dableiben – bis eines Tages all jene, deretwegen wir ins Unterholz flüchten, nix mehr an uns verdienen können, weil wir lieber selbst im Wald rumhängen, anstatt weiterhin Information zu konsumieren darüber, wie andere Leute im Wald rumhängen. Der Gipfel der Do-it-yourself-Bewegung!

Womit wir uns allerdings tunlichst beeilen sollten. Denn eigentlich sollten wir froh sein, daß wir bei dem immensen Bedarf an Nachrichtendraufdruckpapier überhaupt noch Wälder haben, in die irgendwelche Prominente möglichst medienwirksam reinrennen können. Wenn das mit dem Papierverbrauch nämlich so weiter geht, werden wir uns irgendwann ganz bald noch nach den Zeiten zurücksehnen, in denen getitelt wurde: »Dieter Bohlen rannte nackt in den Wald«. Weil es dann nämlich nur noch heißen kann: »Bundespräsident Klaus Wowereit rannte nackt auf den Parkplatz« oder ähnliches, auf jeden Fall waldlose News, und blutleer noch dazu. Wen interessiert es denn angesichts von Containerfernsehen, Multikriegsschauplatzberichterstattung und Hightechschönheitsmedizinrichtensprecherinnen noch, was der Bundespräsident gerade an hat? Eben: Keine Sau! Das einzig Positive

daran wäre vielleicht, daß Dieter Bohlen jetzt endlich mal zu Hause bleibt und die Klappe hält. Aber sonst — zappenduster ist das ...

Da könnten wir ja gleich wieder beschämt zurückkehren ins finstere »Och, manches muss ich jetzt nicht so unbedingt ganz genau wissen«-Zeitalter der Ignoranz und schulterzuckenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Weltgeschehen. Sie wissen schon — damals, als es noch niemanden gab, der den Leuten für viel Geld sagte, was sie alles wissen müssen, sondern die Menschheit noch völlig unkoordiniert und mehr oder weniger willkürlich aussuchte, was für sie evtl. von Bedeutung war, z.B. wenn ein König totging, oder Dämonen und Sukkuben das Antlitz der Erde verheerten, oder ein Krieg oder die Pest oder eine neue Philosophie ausgebrochen waren. Da war man dann vielleicht gewillt einzugestehen: »Na gut, das mag jetzt vielleicht eine Nachricht sein.«

Aber wirklich nur das. Alles andere war bloß Geschwätz.

Dieter Bohlen und andere Lebensmittelskandale

Genau betrachtet ist Deutschland ja nicht unbedingt das spannendste Land der Welt. Ohne gelegentliche Bundestagswahlen nebst den zugehörigen Skandalen und Untersuchungsausschüssen wären wir wahrscheinlich die langweiligste Nation auf dem weiten Erdenrund.

Womit können sich doch andere Länder rühmen! Die dschungelbewaldeten Perlen Südamerikas etwa: Jeder Quadratmeter ein Naturschauspiel und zudem Schauplatz weltberühmter Drogenkriege und Menschenrechtsverletzungen. Auch die europäischen Nachbarn haben zum Teil Spektakuläres im Angebot, wie Griechenland, wo Demokratie und Fast Food erfunden wurden, oder Frankreich, das weltberühmte Mutterland des gesellschaftlich sanktionierten Alkoholismus, oder England, das ja bekanntlich in jedem Bauernflecken mehr Könige zu verzeichnen hat, als Österreich Frauenbeauftragte vorweisen kann. Die Schweiz hat die Alpen und der Vatikan den Papst. Und was haben wir? Düngemittelskandale! Ist das öde, oder ja?

Man sieht also, es gibt jede Menge Nationen, in welchen man sehr viel besser und komfortabler in Angst und Empörung leben bzw. atemlos von einer spannenden menschlichen Fehlleistung zur nächsten taumeln kann. Bei uns hingegen, so können selbst die Jüngsten unter uns bereits beklagen, gehören die wirklichen spannenden Ereignisse fast ausschließlich zur Historie. Soll heißen: Erst der Nimbus des Vergangenen macht aus schnarchigem Alltagsrumgemache historisch Bedeutsames. Die Gegenwart hingegen zeichnet sich in der Regel eher durch einen nicht zu übersehenden Mangel an Bedeutsamkeit aus. Und selbst das Historische ist in neunundneunzig Prozent aller Fälle nicht so wirklich der Rede wert. Man kann schließlich nicht jeden zweiten Tag ein Wackersdorf haben oder NATO-Doppelbeschluss oder Mauerfall. Da ginge dann doch ein wenig der Event-Charakter verloren. Und der Durchschnitt, das wissen wir bereits seit den von Ödnis durchwirkten Statistikvorlesungen in der achten Klasse, ist per Definitionem langweilig. Wäre er das nicht, wäre er nicht er selbst. Die Spannung im Leben ergibt sich demzufolge offensichtlich aus den Identitätskrisen statistischer Messgrößen, und die sollte man schon aus Gründen der

inneren Sicherheit nicht allzu oft provozieren.

Sollten demnach also irgendwann eines fernen Tages, in den seligen Zeiten nach dem einen oder anderen Globalisierungsunfall, senegalesische Touristen auf Fotosafari nach freilebenden Citibankberatern und anderem Wildgetier durch die Trümmer unserer Heimat kutschiert werden, so hörte man den bärbeißigen, weil braungebrannten und wettergegerbten Fotosafaribegleitkommentarsprecher wahrscheinlich in etwa folgendes sagen: »Soeben durchqueren wir die ehemalige Bundesrepublik Deutschland, weltbekannt für ihre Blasmusik, statistischen Bundesämter und parlamentarischen Untersuchungsausschüsse.« Also: Wäre ich eine Nation, so wäre mir denn doch daran gelegen, für andere Dinge im Gedächtnis der Menschheit kleben zu bleiben, aber wahrscheinlich gehört das zu den Sachen, die man sich nicht aussuchen kann.

Allerdings ist noch nicht alles im Argen. Wer genauer hinsieht, wird erkennen: Die Regierung kümmert sich! Wenig bekannt sind etwa die Maßnahmen im Lebensmittelsektor. So z.B. der vorgeschriebene Verkauf von zusammengefalteten Schinkenscheibchen in nur schwerlich zu öffnenden Kunststoffverpackungen. Deren Verzehr beschert dem frühmorgens noch schnell ein Brot fürs Büro machen Wollenden und ohnehin schon verdammt spät dran Seienden mit seinem lustvoll-dramatischen Gefitzel und Gefummel und Zerzutzeln und Verhutzeln ganz unverhofft ein aufregendes Flashback zurück in die gute alte Zeit von speergestütztem Nahrungsmittelerwerb und abendlicher Fressfeindabwehr. Garantierter Adrenalinschub für den trägen Zivilisationsübersättigten sozusagen. Danke, all ihr unermüdlichen Schinkenzusammenfalter!

Dafür, daß auch dem Genuss ungefalteten Schinkens eine gewisse Grundspannung erhalten bleibt, sorgt ansonsten der eine oder andere Lebensmittelskandal. Aber - so amüsant diese auch sein mögen, um eines möchte ich die Medienschaffenden dieses Landes an dieser Stelle allerdings eindringlich bitten: Wenn schon Lebensmittelskandale, dann bitte nicht — wie bislang geschehen — mit Schlagzeilen wie »Tiefkühlortoren unter Verdacht!« oder »Torte eventuell unschuldig!«. Dies könnte im Wiederholungsfalle aus dem einen oder anderen Schreibtischtäter höchst alberne Gedankenwelten hervorkrümeln lassen. Ich denke da an Unsägliches mit Banden krimineller Konditorwaren, innenministerial überwachtem Terrorgebäck o.ä. Es drohte womöglich eine wahre Schwemme völlig idiotischer Wortspiele

quer über den gesamten Genussmittelbereich, welche die deutsche Sprach-, Kultur- und Kolumnenlandschaft ähnlich grausig verheeren könnte wie erwähnte Globalisierungsunfälle die zukünftige ehemalige Bundesrepublik. So was muss nicht sein.

Apropos Dieter Bohlen: Dessen neulich bereits diskutierte bemerkenswerte Fähigkeit, immer und überall sein eigener Skandal zu sein, brachte mich auf höchst interessante Wortneuschöpfungsgedanken. So erwäge ich denn nach eingehendem Nachsinnen, folgenden Vorschlag an die Community zu richten: So wie bekanntlich schon seit der Antike der Begriff »kafkaesk« besonders surreale Alpträume zu klassifizieren pflegt, könnte man künftig besonders bizarren und sinnentleerten Skandalen das Wörtchen »bohlenesk« als Attribut anheften. Ich fände das gut. Und wenn man eh schon gerade dabei ist, könnte man auch gleich den weiblichen Teil der Weltbevölkerung in zwei Hälften gliedern: In eine, die es vorzieht, sich naddelhaft zu kleiden, und in alle anderen. Zu jenen allen anderen gehört unbedingt und in jedem Fall auch unsere allseits beliebte VerbraucherInnenministerin Renate Künast. Sie ist in allen nur denkbaren Belangen unbeschreiblich unnaddelhaft. In der Tat haben die beiden so extrem wenig gemeinsam, daß die Anzahl ihrer Gemeinsamkeiten rein mathematisch bereits als negativ betrachtet werden muss, die beiden ergeben folglich durchaus und getrost eine Art menschliches Materie-Antimaterie-Paar. Und da heutzutage ja jeder Star-Trek-gebildete Fünfjährige aus dem Effeff zitieren kann, was passiert, wenn Materie und Antimaterie aufeinander treffen, kann man nur hoffen und beten, daß BundesverbraucherInnenministerin Renate Künast und Ex-Dieter-Bohlen-Beischlafministerin Nadja Abdel Faragh niemals auf einer Bambiverleihung ineinander rennen. Dies könnte eine Explosion ungewöhnlichen Ausmaßes zur Folge haben, bei der womöglich einem Großteil der Bambi-Verleihungs-Prominenz mit einem Mal der Garaus gemacht würde. Man stelle sich das einfach mal vor: Uns Renate und uns Naddel tummeln sich am Buffet, greifen gleichzeitig nach einem bislang lebensmittelskandalfreien Lachshäppchen, eine kurze und zufällige, wenngleich zärtliche Berührung der Fingerspitzen (Hier kann man sich gerne eine dramatische Zeitlupe o.ä. vorstellen!), und: BUMM! Mit einem Schlag ist der Löwen-, Geparden- und Gazellenanteil der deutschen Glamourwildnis nur noch Geschichte. Dies wäre wohl in der Tat eine Katastrophe bohlenesken Ausmaßes, würde ich sagen. Aber hallo! Dann wäre wirklich mal was los in Deutschland!

Alcopopliterarisches Experiment

Heute begeben sich mal in die Tradition von Doktor Jekyll und Max Goldt und mache etwas literarisch höchst veranstaltenswertes: Einen Selbstversuch.

Einige machen das ja mit Drogen oder esoterischen Sexpraktiken, aber es lesen ja auch Minderjährige mit, und die sind schließlich heutzutage schon animiert genug zu allerlei.

Ich selbstversuche heute statt dessen mal Popliteratur. Das scheint mir lohnenswerter als Haschisch-Visionen mit dem Kassettenrekorder aufzuzeichnen, denn sollte das Experiment gelingen, hätte ich endlich eine Karriere! Einmal so schreiben wie Alexa Hennig von Lange und endlich die Nächte durchkoksen und neben Udo Lindenberg im Fernsehen auftreten! Was für ein Leben! Seid umschlungen, Millionen! usw.

Der Versuchsaufbau besteht aus einer handelsüblichen Textverarbeitung und mir selbst. Was sonst noch benötigt wird, müsste ich jetzt gerade mal überlegen ...

Ein »von« im Nachnamen wäre natürlich hilfreich. Habe ich aber leider gerade nicht da. Und deswegen eine Verschiebung des Experiments? No Way! Würde nur meinen Zeitplan ruinieren, immerhin muss der Versuch bis neun Uhr fertig sein, da will ich nochmal weg. Zudem habe ich gehört, notfalls ginge es auch ohne. Setzen wir einfach voraus, der solchermaßen Sprechende weiß, was er sagt.

Ebenfalls vorteilhaft für Popliteraten ist es wohl, eine Biographie zu haben, die von Gelegenheiten wimmelt, bei denen man auf Konzert x war, um Droge y zu nehmen und daraufhin ganz böse abzustürzen. Oder wahlweise saß man in München in Restaurant x mit Promi y, als plötzlich Promi z reinkam und irgendwas sagte.

Dummerweise ist meine Biographie bislang bar solcher Begebenheiten. Ich fürchte also, ich werde es statt dessen einfach mit ein wenig lebhafter Phantasie versuchen müssen. Aber das hier ist ja auch erstmal nur ein Experiment, deshalb geht das schon in Ordnung. Ich lege also meine Schutzbrille an (Niemals ohne! Bei Selbstversuchen immer wichtig!) und schreibe los:

Selbstversuch (Auszug):

»[...]Das Konzert der 'Wallhalla Washingtons' ist grausig. Die reiten durch die Skalen wie Schockemöhle nach ein paar Bier. Null groovy, selbst die Kulturreferentin von Legoland kratzt sich schon am Sack. Und wie schlecht die angezogen sind! Wer trägt denn heute noch Janno-Flutterhemden zu einer Ibanez-Gitarre? Grottig!

Nach dem vierten Song schlendere ich hinter die Bühne und treffe Sonyanka. Sonny ist die Größte, klug und sexy und immer adrett gekleidet, heute auch wieder, in ihren Manzano-Jeans und dem gespelierten Caro-Visagi-Oberteil, durch das man ihre Nippel sehen kann - die Frau ist ein einziges sekundäres Geschlechtsmerkmal mit Dokortitel in Ökotropnologie und Wasserball, klug und sensibel, eine Insel in dieser Scheißwelt, in der einen eh keiner mehr versteht. Ihr Großhirn ist erotischer als die Titten der meisten anderen Frauen. Ich finde daher, sie sollte es in einem dritten Körbchen zwischen ihren Brüsten tragen. Diesen Vorschlag findet sie geil, aber leider unmachbar, weshalb sie mir einen bläst und dann Schnüffers anbietet. Sonny ist echt die Größte!

Schnüffers ist die Hyperdroge, Crazy Mix aus Ahoi-Brause und gekrümeltem Fensterkitt. Zwei Lines, und bei einem guten Trip verspürst du noch Tage später das Bedürfnis, Mittelhochdeutsch zu lernen und endlich den Müll runterzutragen — ein Teufelszeug! Aber wir sind jung, wir haben das Geld!

Ja, klar. Ich nehm das Zeug, natürlich! Immer, gerne, herzlichen Glückwunsch! Abstürzen ist die schnellste Art der Fortbewegung, oder nicht? Wenn ich was nicht leiden kann, dann diese brokatbestickten Vernunftgouvernanten und Soziologenspießer, die vor ihren Kressettes brüten und sich auf den Werteverfall einen runterholen. Wer nicht mal A-r-m-a-n-i-e buchstabieren kann, der soll doch einfach die Fresse halten! Ich erinne mich noch an meine Abiturfeier: Als der Direktor mir mein Zeugnis aushändigte, machte ich mitten auf der Bühne meinen 600-Euro-Mantel auf und reckte ihm mein pralles Ding entgegen. Ich hatte den Hübschen natürlich vorher mit Joop eingesprüht und mir eine Skibrille designed bei Porsche über die Eier gezogen. 'Schau her, du verdümpeltes Sackgesicht!' brüllte ich. 'Selbst mein Schwanz ist besser angezogen als Du! Und jetzt gib mir den Fetzen und verpiss Dich!' Naja, ich war halt schon immer eine wilde Sau. Und Sonny ist die Größte. Im Blasen, im Drogennehmen, sogar im Taxi bestellen. Sie bestellt ein Taxi, wie andere Frauen masturbieren: Man könnte ewig dabei zuschauen.

Die Erotik der Handybenutzung dringt hoffentlich nie bis in die Prolo-Schichten durch. Irgendwas möchte ich doch noch für uns alleine bewahrt wissen. Das Schnüffers wummert zwischen meinen Schläfen, tanzt Salsa in meinen Eiern.

'Tiusche man sint wol gezogen, rehte als engel sint diu wîp getân', sabbere ich in Sonnys Richtung.

'Lass uns den Müll runterbringen', antwortet sie. Notgeiles Luder. Aber ein Großhirn ...

Als ich wieder zu mir komme, ist München, und ich bin schon wieder verdammt fremd dran. Aber macht nix. Auf dem Weg von meiner Kemenate im Stammhaus der 'Modischen Jungen Männer von Bogenhausen' ins Atrium der Finanzamtskantine begegne ich Poldi Shanka, der gerade von seiner Tournee zurück ist. Das muss natürlich gefeiert werden! Poldi ist der coolste Promi nach Jesus C., hat keinen Fernseher, dafür aber schon mit 8945 Frauen geschlafen. Zum Glück weiß er, wie man sich anzieht – er würde nie, wie etwa die 'Wallhalla Washintongs' oder andere Loser-Kapellen, in Leinen auf einer Aluminiumbühne auftreten. Poldi liest auf dem Klo Adorno und wichst im Flugzeug. 'In Frankfurt noch geil, und über Teneriffa schon schleudern – das nenne ich Leben! Das ist global!' sagt er immer.

Wir sitzen also kurze Zeit später bei Giovanni Salvatore im 'La Él' und fressen Schinkenmelonen, saufen dazu Absinth aus italienischen Pömps. An der Ecke unseres Tisches sitzt Ruth von Lohhausen, die Schnecke von der 'Nachtschau'. Ihr Pomponi-Kleidchen ist hochgerutscht und zeigt ihren Larana-Silk-Tanga – String vorne. Ein rattenscharfes Luder, aber leider ziemlich beschränkt. Im Augenblick liegt sie mit dem Gesicht in ihrem Designersalat und schnarcht. Sie hat wieder Weizenbier getrunken und träumt jetzt davon, mit Edmund Stoiber ein Kind zu machen. Weiber.

Ich will Poldi gerade von dem Scheißkonzert und dem grandiosen Absturz erzählen, als Kardinal Ratzinger reinkommt. Wie immer ist er extrem cool. Er winkt, beschimpft uns alle liebevoll als säkularisierte Pissnelken und gottlose Arschgesichter, dann bestellt er eine Magnumflasche Prosecco, die er sofort dem mitgebrachten Ministranten in die Poritze gießt. Und dann ist auch schon Party ...

'Das ist wie NY', ruft Poldi immer wieder begeistert und steckt der schlafenden Ruth die Zunge in den Stringtanga. 'Wie im fucking East Village is das hier!' Ruth wacht nicht mal auf.[...]«

Hm. Also, ich weiß nicht so recht. Kein so dolles Experiment. Ich fühle mich gerade recht leer und innerlich beschmutzt. Als hätte ich eine städtische Bushaltestelle mit Filzstift bemalt. Ist das der Gemütszustand global lebender Jungschreiberlinge? Fühlen so die Popliteraten nach ihren Taten, vornehmlich den schriftlichen?

Wenn ja, erklärt das einiges, u.a. die grassierende Reue, der einige der mondänen Textverarbeiter derzeit anheim fallen. Da sitzen sie nun, die armen Gebeutelten, die jahrelang auf schlechten Konzerten abartige Drogen nehmen mussten, nur um eine beschreibenswerte Biographie zusammenzukriegen. Und jetzt sind sie geläutert und halten Anti-Absturz-Seminare auf SPD-Kinderfesten und applaudieren jedem, der mal eben einen Kaffee machen geht ...

Den letzten Halbsatz mit dem Kaffee habe ich übrigens nicht selbst erdacht sondern von Carrie Fisher gemopst respektive aus ihrem nach wie vor grandiosen Buch »Postcards from the Edge«, einem Werk, das die Popliteratur quasi bereits erfunden, perfektioniert und zu Ende parodiert hatte, zu einem Zeitpunkt, als Benjamin von Stuckrad-Barre noch versuchte rauszufinden, mit welcher Hand es sich geiler anfühlt.

Ja, genau dort habe ich es gestohlen. Aber ich bin sicher, sie ist mir deswegen nicht böse. Man klaut ja nur, was einem gefällt. Außerdem soll sie sich mal ja nicht so anstellen. Immerhin durfte sie schon in »Krieg der Sterne« mitspielen, während ich bisher noch nicht mal in München war.

Das Experiment mit der Popliteratur erkläre ich übrigens für gescheitert. Sowas kann ich nicht. Das ist doch Scheiß. Und gegen Alcopops bin ich auch. Viel zu teuer!

Schöner Warten dank Fußnägelrechnen für Anfänger – oder umgekehrt?

Eine Wirrnis ist das Leben. Ein Getummel die Welt. Ein Phänomen die morgendliche U-Bahn-Station. Das ist ein Knuffen und Drängeln und Gestoße und Gebrummel, all die Damen und Herren und anderes Gesumse in Zwirn und in Leder, mit Hündchen oder ohne, viel Geklimper an vielen Ohren, allgemein wenig Hut und viel Solarium. Sie huschen dahin, bis sie ganz viele sind, so daß daraus ein Strom wird, bald schon eine Flut, und es ergießt sich unablässig ein Menschenschauer, der hernieder und durch alle Löcher plätschert, dicht und riechend, und es wird eine solche Unzahl, daß irgendwann das Schlimme offensichtlich wird: Inzwischen hat das ganze Land kein Zuhause mehr und muss nunmehr beständig U-Bahn fahren, um nicht zu erfrieren.

Und da hausen sie nun – sie schlafen in der Bahn und rasieren sich in der Bahn und dinieren in der Bahn und machen Liebe in der Bahn und gebären ihre Kinder in der Bahn, und irgendwann, so in der dritten Generation, werden die Kindeskinde der Bahnbewohnungspioniere kategorisch erklären, das sei ihre verdammte U-77, und das ganze verlumpte Gesocks aus der soeben um einen Waggon verkürzten U-75 solle sich ja nicht noch mal blicken lassen, sonst setze es aber was, und so ergibt ein Wort das andere und recht wenig später werden alle Züge über Düsseldorf Hauptbahnhof ein gemeinsames Atomwaffensperrabkommen unterzeichnen, auf daß so was wie an der Haltestelle Oststraße nie wieder vorkomme ...

Abschweifen tut gut. Da wollte ich mich doch eigentlich mal wieder schriftlich ärgern, aber angesichts der U-Bahn-Bewohner mit ihren Sorgen kommt mir mein Ärger schon wieder ganz klein vor. Nichtsdestotrotz bleibt festzuhalten: Der ÖPNV ist der Menschheit drittgrößte Zumutung gleich nach Geschirrspülen und Gebühreneinzugszentrale.

Grundsätzlich gilt: Bahnfahren ist definitiv nix für Individualisten und Kontrollfreaks. Denn diese von den Transportunternehmen so mühelos

bewerkstelligte alltägliche Massenverknechtung unbescholtener Menschen in einen globalen Warteklumpen mit zwischenzeitlichem Abhetzballett lässt die Gleichschaltungsbemühungen der weltweiten Powerregime von Kuba bis USA auf amüsante Weise stümperhaft anmuten. Aller Bromborium mit Heimatschutzministerien und ähnlich teurem und ineffektivem Schmonzes, der ohnehin nur dazu taugt, anstrengende Bürgerinitiativen aus allen Ecken quellen zu lassen, verblasst neben der einfachen und subtilen Strategie, Benzin teurer zu machen als Monatskarten. Wer zur Arbeit muss, der muss halt zur Arbeit. Das können sich die Herren Mächtegergleichschalter mal ruhig hinter ihre verschwenderischen Ohren schreiben ...

Jaja, ich weiß. Obskure Gedanken sind das. Und ich kann versichern: Solche Gedanken kommen einem ausschließlich nachmittags um kurz nach spät, auf Gleis 12, Abschnitt D, wenn sich soeben ein müde gewarteter Mob zum dritten Mal zwischen zwei gleichermaßen stillstehenden S-Bahnen hin und hergehechtet hat, brav den völlig wirren Lautsprecherdurchsagen folgend, die einen Zug abwechselnd ausfallen lassen, dann fährt dieser, dann jener auf einem anderen Gleis oder ohne Zwischenhalt oder Einstieg nur für alte Frauen mit Hühnerkäfigen etc. ad infinitum – am Düsseldorfer Hauptbahnhof stromert ein bärtiger alter Mann um die Mültonnen, von dem ich vermute, er ist ein für die Welt verschollener Arbeitnehmer, welcher dereinst versuchte, den Regionalexpress nach Wattenscheid zu erwischen und dabei in den Untiefen des Nahverkehrs-Hyperraums verloren ging. Seitdem ist er einer gespenstischen Mehdornschen Unschärferelation folgend immer genau da, wo der Regionalexpress gerade nicht ist – auch sehr praktisch, solange man sich drauf verlassen kann.

In den meisten Fällen verläuft es natürlich nicht ganz so dramatisch. So wie Kunst zu 10% aus Inspiration und 90% aus harter Arbeit besteht, besteht Bahnfahren zu etwa 10% aus Fahren und zu 90% aus Warten. Semantisch korrekt sollte man also besser nicht von Bahnfahren sprechen, sondern von Bahnwarten. Das ist nämlich so: Bahnen kommen in der Regel entweder nicht an oder sie fahren nicht los. Oder – quantentechnisch hochinteressant! – beides gleichzeitig. Und wenn sie fahren, trödeln sie fachgerecht, weil seinen Anschluss zu kriegen zu den Dingen gehört, die ein Menschlein zwar still erhoffen darf, aber besser nicht ernsthaft erwarten sollte, so ähnlich wie ewiges Glück, Weltfrieden oder den letztendlichen Triumph des gesunden Menschenverstandes über das Diktat von Genetik und computergenerierten Fahrplänen.

»Soll er doch froh sein, der ewig Gehetzte, daß ihm mal ein paar Minuten der Rast vergönnt sind!« höre ich die vermeintlich Weiseren bereits palavern. So will ich denn betonen: Ich habe meine Rast gerne daheim, unter meinen Lieben, bei meinen Büchern und einem Tee, nicht jedoch an einem dreckigen und windumtosten Bahnsteig inmitten einer Milliarde frustrierter Mitverarschter. Punktum.

Ich sollte eigentlich mal eins jener Dinge tun, bei denen Statistiker und Wissenschaftsredakteure immer ganz glasige Augen bekommen, und eiskalt ausrechnen, wieviele Monate oder gar Jahre meiner kostbaren Lebenszeit die Bahn nebst Spießgesellen bereits achtlos verschleuderte, indem man mich irgendwo doof rumstehen ließ. Oder besser doch nicht. Die Zahl, die dabei rauskäme, wäre ob ihrer Größe wahrscheinlich nicht besonders erquicklich.

Wiewohl es natürlich solcherlei Geartete gibt, die sagen: »Geil, Zahlen! Je größer, desto besser!« Arithmetische Menschen, die sich selbst Logarithmentafeln zu Weihnachten schenken. Ich kannte einen solchen, der mich und bedauernswerte Mitinsassen in Mathematik unterrichtete. Wobei ich in erschauernder Erinnerung schwelgend feststellen muss, daß Mathe im Großen und Ganzen fast so doof ist wie Bahnwarten.

Die unsichtbaren Geschickelenker wissen natürlich um solcherlei Verbindungen im Gefüge des Chaos, und weil sie eine diebische Freunde am Leid der Kreatur empfinden, belügen sie bereits die Jüngsten schamlos über die Realitäten des Lebens und treiben sie als arglose Naive in die Arme der Wartenlass-Industrie. Zu welchem Behufe auch in jedem Schulbuch auf diesem Planeten dumme und völlig realitätsferne Aufgaben der folgenden Art drinstehen: »Zug A fährt um 9:34 von Bochum nach Travemünde mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 80 km/h. Zug B fährt von Flensburg nach Garmisch um 9:46 mit durchschnittlich 75 km/h. Berechnen Sie den Zeitpunkt maximaler Annäherung der beiden Züge sowie jenen Zug von beiden, der zuerst den Zielbahnhof erreicht usw.«

Man kann sich angesichts solcher Aufgaben spielend zum jugendlichen Revoluzzer und unbequemen Anti-Rädchen im System stilisieren, wenn man auf das anschließend folgende »Müller, rechnensemalaus!« antwortet: »Also, so einfach ist das ja man nu nich, guter Mann. Schon mal Zug gefahren, oder was? Da geht´s zu wie auffem Pferdemarkt, wenn die Hornissen kommen, sach ich Ihnen. Weil nämlich Zug A, ich vermute den IC Johanneslust mit der sowieso dauernd kaputten Lok, hat heute wegen eines Gleisbruchs bei Darmstadt sechzig Minuten Verspätung, Zug B fährt aufgrund des ebenfalls verspäteten ICE

Rothenburg heute abweichend auf Gleis neun, Zusatzgewicht durch die Reisenden, die wegen des Ausfalls der S11 nach Solingen ohne Zuschlag bis Duisburg Hauptbahnhof mitfahren dürfen, ist einzukalkulieren usw.« In Bewegungsaufgaben hatte ich stets eine Fünf, Verspätung nicht eingerechnet.

Aber es soll ja wie gesagt auch Menschen geben, die keine Fünf in Bewegung hatten. Die rechnen dann ihr Leben lang beständig irgendwelchen Schmonzes, z.B. sowas: Wenn ich mir ca. einmal pro Woche die Fuß- und Fingernägel schneide, sind das pro Zeh bzw. Finger im Durchschnitt etwa sagen wir mal so ungefähr je nachdem zwei Millimeter an Material, welches abgetragen wird. Mal zwanzig macht immerhin schon vier Zentimeter pro Woche, im Jahr sind das bereits zwei Meter acht, in zehn Jahren sage und schreibe zwanzig Meter achtzig etc. Beginnt man dieses Gedankenspiel auf einem Bahnsteig, wo man bekanntlich für längere Zeit keinerlei Störung etwa durch ankommende Züge oder ähnliches zu befürchten und demzufolge viel Muße für allerlei Unsinn hat, so käme man irgendwann dazu, berechnet zu haben, daß man mit dem gesammelten Zehennagelabraum der Menschheit seit Christi Geburt problemlos eine Rollschuhbahn zum Jupiter bauen könnte oder sowas. Wobei das natürlich keine besonders appetitliche Vorstellung ist, aber nachdem ich nun schon mal so schön gerechnet habe, fang ich halt mal an zu sammeln, auf daß ich demnächst auf einer privaten Rollschuhbahn aus Fußnägeln statt in einer Trödelbahn der Wartemafia zur Arbeit fahren kann. Schöner Leben durch Mathematik - featured by Bahnwarten.

Aber sowas denke ich lieber nicht zu Ende. Das verursacht nur unschöne Innenkopfbilder von barfüßigen Statistikern, die seit Christi Geburt auf einem Berg aus etlichen Fantastilliarden Tonnen menschlicher Fußnägel sitzen und auf die Erfindung des Rollschuhs warten ...

Genug jetzt! Und nächste Woche berichten wir live von der Verleihung des Verkehrsnobelpreises an die S28 für pädagogisch wertvolles Garnichtfahren ohne Lautsprecherdurchsage bei zweistelligen Minustemperaturen. Ich bin mir ziemlich sicher: Der Amoklauf wurde auf einem Bahnsteig erfunden.

Beauftragungsbeauftragte powered bei Fischereibehördenschreibtisch

Archive sind was tolles, auch und gerade die eigenen. Unter anderem, weil man darin wühlend die tollsten Sachen finden kann. Zum Beispiel jene Nachricht aus dem Jahre habichvergessen, aber ich weiß noch, daß sie einmal echt und leibhaftig in meiner Mailbox prangte, juwelenartig schimmernd unter lauter anderen stinknormalen Nachrichten über Mehrwertsteuer und Untersuchungsausschüsse:

»Gott in Tschechien eher umstritten

Der Sprecher der 'Gott-Initiative', Brichta, sagte, Herr Gott sei auch bei den Deutschen sehr beliebt und koenne daher zur Verbesserung der bilateralen Beziehungen der beiden Staaten beitragen. Er sieht in dem 63-jaehrigen Musiker den logischen Nachfolger des bisherigen Praesidenten Havel. Viele Tschechen lehnen diesen Vergleich jedoch ab. Waehrend Havel waehrend der sozialistischen Aera fast fuenf Jahre inhaftiert war, scheute Gott die Naehe zum Regime nicht. Seine Befuerworter betonen jedoch, Gott habe nie der Kommunistischen Partei angehoert und nur gesungen.«

Ernsthaft: Allein die Überschrift verlangt doch schon danach, den Urheber mit Champagner und Lobhudeleien zu überschütten, oder etwa nicht? Wer anderes meint, soll sich schleichen und möge in sich gehen.

Und zumindest ist es damit offiziell: Gott war niemals Mitglied der kommunistischen Partei! Amerika atmet auf. Wäre ja auch zu peinlich gewesen, wenn sich jetzt herausgestellt hätte und so ... besser nicht drüber nachdenken. Gerade noch mal Glück gehabt. Senator McCarthy erhebt sein hässliches Haupt ein letztes Mal aus dem Grab und spricht: »I knew it!«

Wie oft sich der Verfasser dieser Nachricht während der Niederschrift zwecks vor Lachen auf dem Boden kugeln unterbrechen musste, weiß hingegen niemand so genau. Ich vermute was Zweistelliges. Daß eine solche Nachricht allerdings was ganz was Feines ist, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Zu Zeiten, als Erwin Teufel noch Ministerpräsident von Baden-Württemberg war, gab es solcherlei Kleinode gar des Öfteren

zu lesen, Schlagzeilen wie »Teufel kündigt Rücktritt an« sorgten für Erheiterung, da war wohlfeiles Himmel-und-Hölle-Spielchen im Sprachzentrum und ich grinste mir eins.

Sprachunsinn an sich hat ja eine recht lange Tradition, es gab ihn schon zu Zeiten, als die Leute noch Helme tragen mussten wegen der ganzen Revolutionen und Indianerüberfälle, die es ständig regnete. Da saßen dann die Bauersfrau und ihr Bäuerlein des Abends in ihrer Kate, strickten nach getanem Tagwerk noch ein bisschen an der Hypothek, und jedes Nun und Dann sprach das Bäuerlein dann zur Bäuerin: »Ach, liebste Bäuerin, es ist gar so langweilig hier, komm wir machen einen kleinen Sprachunsinn!« und neun Monate später redete sich das ganze Dörflein mit hehren Worten an wie »Leck mich fett, Alter!«, »Großkampftag« oder »Sozialparasit«. Ja, so wild ging das zu damals. Doch diese seligen Zeiten sind mittlerweile leider eher historisch, weil von früher. Das Bäuerlein ist inzwischen bei RTL in »Bauer sucht Frau«, weil die alte Bäuerin den Sprachunsinn leid war, denn der heutige Sprachunsinn ist, wie fast alles andere auch, aus den USA importiert und wird von professionellen städtischen Menschen verbrochen.

Eine winzige lokale Perle davon sei dem hier versammelten Bonsai-Anteil der Weltöffentlichkeit kurz berichtet: Es begab sich nämlich, daß ich neulich morgens mal wieder in der Bahn saß, vor Augen ein Plakat zu einem soundsovielten Stadtlauf, der sich in Bälde zutragen sollte. Solche Veranstaltungen an sich sind ja bekannt: Das übliche sponsorenbeklebte Vorbeigerenne an angeleuchteten Rathäusern und frohlockenden Bierpilzaufstellern nebst irgendwann leicht schwankenden Bierpilzleertrinkern und so weiter, bis die kleine Lena weint und nach Hause will, und Jürgen muss das machen, denn Angela, aus deren Geburtskanal Lena dereinst schlüpfte, rennt noch ums Rathaus und ist modern, man kennt diese Dramen ja zu Genüge, worum es hier aber nicht geht, und auch nicht um das Spektakel an sich, sondern lediglich darum:

Bei besagtem Spektakel gab es nämlich nun an erster Stelle einen sogenannten »Bambini-Lauf«, was in mir unbegreiflicher Mediterranisierung wohl ausdrücken soll, daß dort eher Menschen der unerwachsenen Sorte rennen dürfen, was noch nicht weiter bemerkenswert wäre — man hat gelernt zu ertragen. Wirklich hanebüchen war lediglich die darunter befindliche Sponsoren-Zeile, welche lautete: »Powered bei Autohaus Dieter Schmidt«. Ja, in der Tat. »Powered bei«!

Bedarf dies weiterer Kommentierung? Peinlicher Sprachunfall,

redundant veralbert bei Kolumnist? Nicht wirklich, sage ich.

Als Fazit zur Rettung des Planeten sei daher lediglich festgestellt: Irgendwelchen postmodernen Teenie-Kauderwelsch überlasse man bitte den postmodernen Kauderwelsch-Teenies. Alles andere wirkt letztendlich so, als wolle Gott uns strafen, in dem er die bilateralen Beziehungen zu uns endgültig abgebrochen hat. Oder wenn nicht er, dann doch zumindest sein Sprachbeauftragter, was übrigens auch so eine Narretei ist.

Für alles gibt es nämlich seit neuestem Beauftragte – für Umwelt, Frauen, Ausländer und Hugo weiß was noch alles, was bei genauem Nachdenken genauso wenig Sinn ergibt wie bei ungenauem Nachdenken. Man beauftragt schließlich eher mit Tätigkeiten denn mit Substantiven. Ich kann mit dem Besorgen einer Zeitung beauftragen, dem Niederbrennen Europas oder der Herstellung von Innenstadtgerenneplakaten. Womit ein Frauenbeauftragter so rein technisch gesehen beauftragt sein möge, fällt selbst mir spontan schwer zu fantasieren.

Aber solche muss es wohl auch geben, sagt der Volksmund stets dazu. Wahrscheinlich gibt es folglich wohl auch irgendwo einen Beauftragungsbeauftragten, der sich ständig neue Beauftragte ausdenken muss. Da sitzt, so möge man sich das vorstellen, ein Menschlein in einem mit EU-Mitteln geförderten nationalen Beauftragungsbeauftragtenbüro, an einem schmucklosen Schreibtisch, den die Fischereibehörde nicht mehr brauchte oder wollte, den lieben langen Tag und muss sich neue Beauftragte ausdenken, darob die Öffentlichkeit sehe, es wird sich gekümmert, derweil womöglich Gott und andere regimenahe Künstler im Radio trällern. Sowas ist nicht schön.

Ich hoffe ja im Stillen dereinst auf die Erfindung eines Antikauderwelschbeauftragten, liebäugele gar schon mit dem Plan, entsprechende Zettelchen in ausreichender Menge auf den ehemaligen Fischereibehördenschreibtisch des Beauftragungsbeauftragten zu schmuggeln, bis er glaubt, das sei seine eigene Idee. Unsere Bambini sind nämlich alleine mangels Lebenserfahrung eigentlich schon doof genug, quasi die offiziellen Dummheitsbeauftragten im Generationenkonzern, da muss man nicht auch noch auf so schamlose Weise linguistische Beihilfe leisten. Aber beim Arbeitsamt sind ja alle Zeit Los Wochos, da kann man dann seinen unkaputtbaren Geld-Jieper an den Staatsknecht ranlabern, bis die zuständigen Heulbeauftragten in Tränen ausbrechen. Rumhängen, powered bei Blödheit. Nuff said.

Ziegophobia

Neulich ist ein Ausserirdischer auf meinem Dach gelandet. Ich war natürlich erstmal erschrocken. Weiss doch jeder, daß sowas nur Ärger bringt, meist in Form irgendwelcher unerquicklichen spirituellen, erotischen und militärischen Verwicklungen im zweiten Akt. Da werden Welten bedroht und gerettet und Menschen, die vorher so waren, sind hinterher geläutert und ganz anders. Solche Sachen eben.

Ein Bibbern überkam mich folgerichtig. Welchen unwillkommenen charakterlichen Neuanfang würde der Besucher wohl von mir erwarten? Ein plötzliches universelles Verständnis für den Kosmos? Unvermittelt ausbrechende Nächstenliebe und Toleranz für meine Mitmenschen? Eventuell sogar Paarungsbreitschaft zwecks eines interplanetaren Joint Ventures? Müsste ich fortan alltäglich tibetanischen Religionslehrern lauschen? Oder wenigstens zweimal die Woche bei Starbucks sitzen, 3 Euro für einen Cappucino bezahlend und bedeutungsschwangere Gespräche über die Zukunft von Genitalschmuck, Offline-Buchhandel und australischer Schafschertradition führend?

Zum Glück geschah nichts dergleichen. Der Ausserirdische wollte bloss mal auf die Toilette. Von mir persönlich wollte er eigentlich gar nichts. Auch kein Gespräch. Puh, dachte ich da so bei mir, als er schliesslich wieder von dannen düste. Glück gehabt.

»Blödmann!« höre ich schon die alternativ interessengemeinschafteten Neu-82er rumoren. »Xenophober Pseudomensch, voll nich offen und so!«

Man habe gefälligst Nachsicht mit mir. Ich bin eben nur unzureichend vorbereitet auf eine unverkrampfte Auseinandersetzung mit dem Fremden und Unbekannten, lebe ich doch in einem Land, in welchem der Dialog zwischen den Kulturen nach wie vor etwa so abläuft:

»Ja?«

»Ein Döner, bitte!«

»Alles drauf?«

»Och, ja, mach mal ...«

Manche besserverdienenden Urbankosmopoliten fügen an dieser Stelle unter Umständen noch hinzu: »Man gönnt sich ja sonst nichts, gell!«, zwinkern wie blöde und knuffen sich gegenseitig mit ihren kaschmirmigewandeten Ellbogen, in der Annahme, daß der Dönerverkaufende ohnehin nicht die intellektuelle Kapazität besitzt, um

diesen mit Understatement-Elementen arbeitenden burgeoisen Scherz bezüglich des Konzepts der Selbstbelohnung tatsächlich richtig zu würdigen. Womöglich denken einige in ihrer Hochnäsigkeit sogar: »Wahrscheinlich versteht dieser dönerverkaufende, ehemals Agrarnutztiere behütende neue Mitbürger anatolischer Herkunft unter Selbstbelohnung, daß er die Ziege gründlich badet, bevor es romantisch wird ...«

Die Annahme, daß gewisse Teile der Menschheit unseren vierbeinigen Freunden auf eine Weise zugetan sein könnten, die von der Natur nicht unbedingt vorgesehen ist, war ja schon seit jeher unerschöpflicher Quell von Humor und Amusement. So weiss man etwa über den altrömischen Autoren Aesop folgendes Ereignis zu berichten: Es begab sich nämlich, daß seine Frau einmal des Nachts ein Rumoren aus dem Ziegenstall vernahm, sogleich hinging, den Quell solchen Rumorens zu ergründen und dabei den Ehegatten in erotischer Verzückung mit einer Ziege überraschte. »Was!?!« erboste sie sich daraufhin. »Mit diesem hässlichen, schmutzigen Ding hast du Beischlaf?« Worauf die Ziege angeblich erwidert haben soll: »Ach, das Aussehen ist mir eigentlich nicht so wichtig ...« Zur Strafe musste Aesop fünfhundertmal an seine Hauswand schreiben, daß Tiere keine Menschen sind, und wie wir alle wissen, hat es nicht wirklich geholfen.

Aber das ist ja schon lange her, und mittlerweile gibt es ja auch Gesetze gegen das eine oder andere. Was natürlich nicht heissen soll, daß es auf diesem Planeten trotzdem nicht noch immer reichlich doll zugeht, auch ohne daß irgendwelche Ziegen beteiligt wären. Erwähnt sei als kleines Beispiel etwas aus der lustigen Welt des Journalismus. So titelte vor einiger Zeit die in New York beheimatete Zeitung »Aufbau« auf der hauseigenen Website: »Schizophrene Situation: Frauen in Israel!« Das finde ich süß. Unterstreicht es doch mal wieder den nicht zu unterschätzenden Unterschied zwischen Menschen und Journalisten. Ich meine, jeder andere Normalsterbliche hätte über den damit titulierten Text wahrscheinlich nur drüber geschrieben: »Hier folgt ein weiterer staublangweiliger Artikel über Frauenrecht.« Aber nicht ihr, liebe Aufbauer (oder heißt es Aufbauten? Aufbaulinge? Aufbaunisten?). Ihr offenbart mal wieder journalistischen Scharfsinn und Kreativität, indem ihr — die Banalität des Tatsächlichen getrost ignorierend — einem ansonsten völlig unverdorbenen Stückchen Geographie allein aufgrund der ohnehin nur schwer vermeidbaren Tatsache, daß sich dort einige Angehörige des weiblichen Geschlechts aufhalten, eine als Geisteskrankheit klassifizierte Allgemeinverfassung bescheinigt und

somit eine ebenso enigmatische wie bedeutungsschwangere Assoziationskette herstellt, von der ihr wahrscheinlich ins Fäustlein kichernd hofft, sie möge sich alsbald zum geflügelten Wort entwickeln, oder etwa nicht? Auf daß bald zahllose dönerverkäuferveralbernde, urbankosmopolitisch kaschmirmigewandete Designerwasserkesselbesitzer eure Gedankenakrobatik ausnutzend in der Uni-Cafeteria respektive bei Starbucks sitzen und ausrufen können: »Frauen in Israel – schizophren!« Und weil das gemeine Volk ja gerne zur Kolportation neigt, womöglich auch bald: »Männer in Liechtenstein – schizophren!« Oder auch: »Hamster in Lüttich – paranoid!«

Dies mag zum Schmunzeln anregen, oder besser auch nicht, denn bei genauer Betrachtung wird klar: Das kann man so einfach nicht stehen lassen! Damit würde doch jeglichem Unsinn Tür und Tor geöffnet! Als nächstes kommt womöglich so ein Unsinnsschreiber daher und behauptet ebenfalls alles mögliche. Und wenn jemand anders daherkommt, dem Unsinn ein Ende zu bereiten und verkündet: »So geht das aber nicht!« dann sagt der schändliche Unsinnsschreiber sofort: »Geht wohl! Die beim Aufbau können das auch!« Das darf nicht sein!

Deshalb möchte ich Euch, liebe Aufbauer, bitten, den nächsten wesensverwandten Artikel nach Möglichkeit nicht mehr auf solch gefährlich mißverständliche Weise zu betiteln, sondern stattdessen wirklich einfach drüber zu schreiben: »Hier kommt jetzt ein weiterer staublangweiliger Artikel über Frauenrecht.« Die Menschheit dankt es Euch. Ehrlich.

Übrigens. Diejenigen, die relativ gut sind im sich was ohnehin schon gedacht Haben, haben sich das wahrscheinlich ohnehin schon gedacht: Als ich ganz am Anfang behauptete, ein Ausserirdischer sei auf meinem Dach gelandet, habe ich natürlich ein bisschen geflunkert. Das ist nämlich gar nicht mein Dach, ich wohne hier nur zur Miete.

Gebbe zurück wie Flasche leer!

Kommen wir also endlich zum Thema Leergut. Erleichtertes Aufatmen einer gespannt wartenden Öffentlichkeit. Dazu folgendes Experiment, zu Protokoll gegeben genau hier, zu einer Zeit, die leider ganz und gar nicht lange her ist: Der Versuchsleiter konnte sich heute mal wieder persönlich davon überzeugen, daß Fortschritt nicht zwangsläufig bedeuten muss, daß Dinge besser werden. Denn mal ernsthaft: In einer auch nur marginalst von gesundem Menschenverstand beherrschten Zivilisation hätte sich Unfug wie ein automatengestütztes Einweg-Pfandsystem niemals durchsetzen können. Ende der einleitenden Hypothese.

Beweisführung: Etwas ist entweder Einweg oder Pfand. Punktum. Die gedankliche Konstruktion »Einwegpfand« ist semantisch etwa so sinnvoll wie eine Solartaschenlampe. Dennoch gibt es auf diesem Planeten tatsächlich beides. Noch Fragen?

Nun war vor noch gar nicht allzu langer Zeit die Rückgabe von Pfandgut ein denkbar simples und schnelles Unterfangen: Ein Tisch mit zerkratzter Resopalplatte, dahinter ein schnauzbärtiger Hauptschulabsolvent nebst einer Registrierkasse mit ein paar Euro Kleingeld - das System war robust, schnell und relativ zuverlässig. Das schlimmste, was passieren konnte, war, daß der Schnauzbart sich beim Kleingeld verzählte, was sich getrost als Kollateralschaden im kapitalistischen Grabenkrieg verbuchen ließ. Abstürze waren höchst selten (Schnauzbart hatte Freitag abend zu viel gefeiert o.ä.) und es gibt keine belegten Fälle von Leergutrücknahmetischen, die wegen zu schneller Eingabe von Einzelflaschen oder nicht vollständig restentleerten Gebinden den Dienst verweigerten.

Das Problem dabei: Ein Tisch mit vier Beinen und ein Schnauzbart, der bis 20 zählen kann, ohne die Finger zu Hilfe zu nehmen, war offenbar als System zu einfach und viel zu wenig fehleranfällig. Das konnte auf keinen Fall so bleiben. Da musste dringend ein bisschen Fortschritt her.

Womit wir beim Ist-Zustand angekommen wären, dem mit dem Wörtchen »beklagenswert« in höchst anbiedernder Weise zutiefst geschmeichelt wäre: Der bereits erwähnte Versuchsleiter begibt sich

zum Supermarkt seines Vertrauens, beladen mit ca. einem Kubikmeter leerer Flaschen, und steht heutzutage dann vor einem roten Plastikautomaten, selbiger reichlich siffig, klebrig und nach mindestens elf verschiedenen Bier- und Limonadesorten riechend .

Das Einführen der ersten Flasche verursacht eine »Barcode nicht gefunden«-Fehlermeldung. Soviel dazu. Irgendwann nach der fünften Flasche ist Automat eins dann bereits abgestürzt. Er nimmt keine Flaschen mehr an, drückt aber auch keinen Bon aus - den Schnauzbart könnte man jetzt kurz schütteln. Automat steht einfach nur da und stinkt. Hilferuf an die Supermarktinformation – ein kurzgewachsener Tscheche (immerhin mit Schnauzbart!) taucht auf, guckt etwa eine Minute auf das Display, um mir dann mitzuteilen: »Geht nicht mähr.« Danke für die Information.

Während Tscheche Automat eins an die Eingeweide geht, starte ich einen weiteren Versuch mit Automat zwei. Dieser nimmt drei Flaschen und verweigert dann ebenfalls den Dienst, diesmal allerdings in einer höchst interessanten Variante: Er zieht die Flaschen zwar weiterhin ein, zählt aber nicht mehr mit. Netter Versuch, Pilger ...

Tscheche sieht das, stellt nach mehreren eingeführten Flaschen in Automat zwei mit der berühmten Unfehlbarkeit des mittleren Managements fest: »Geht auch nicht mähr.« Danke für die Information.

Da ich Wochenende habe, sehe ich mich nicht genötigt, irgendwelchen beruflich bedingten technischen Sachverstand ins Spiel zu bringen. Natürlich könnte ich die alte Weisheit »Reboot tut gut« in den Dialog einwerfen, sobald ich des Ein-/Aus-Schalters hinter der inzwischen geöffneten Automatenkonsole ansichtig werde, aber da mir sehr wahrscheinlich niemand Geld dafür bezahlt, warte ich, bis Tscheche von selber drauf kommt.

Hinter mir türmt sich inzwischen eine recht ansehnliche Schlange von leergutrückgabewilligen Mitinsassen. Wären schnuckelige Single-Blondinen dabei, wäre das der richtige Zeitpunkt, ein bisschen zu flirten oder vielleicht eine Familie zu gründen oder sowas ...

Tscheche hat inzwischen an beiden Automaten den Knopf entdeckt und beschlossen: Da drück ich doch einfach mal drauf. Die nächsten zehn (in Worten: zehn!) Minuten kann ich mir lustige Kernelmeldungen und Checkdisk-Fortschrittsanzeigen des offenbar irgendwo in den Innereien der Automatenhardware installierten Linux-Derivats ansehen. Ich: beeindruckt! Für nur 25 Cent Flaschenpfand bekomme ich den einmaligen Luxus eines Daseins geboten, der verdächtige Ähnlichkeit mit einem beliebigen dystopischen Science-Fiction-

Filmchen aus den 70ern hat. Ist das nicht toll? Hightech, wo man hinguckt – die Welt darf eben nicht zu einfach werden. Ein Leben ohne Fehlermeldung? Unsere Enkel werden wahrscheinlich davon erzählt bekommen wie vom seligen Existieren in germanischen Wäldern, bevor die Römer die Mehrwegflasche erfanden. Oder so ähnlich.

Die Gesamtzeit des Feldversuchs beläuft sich übrigens bereits jetzt auf geschlagene zwanzig Minuten, der Prozentsatz der erfolgreich zurückgegebenen Flaschen zu diesem Zeitpunkt hingegen auf maximal fünf. Ein jeder rechne bitte selber aus, wieviel Prozent meines eigentlich geplanten Einkaufes ich mit dem alten Schnauzartsystem in diesem Moment wahrscheinlich bereits absolviert haben würde.

Wahrscheinlichkeit dieses Vorkommens in besagtem Supermarkt übrigens ca. 50%. Selbst wenn die Automaten einigermaßen funktionieren, quittieren sie ungefähr jede zweite Flasche erstmal mit einer Fehlermeldung. Interessante sind darunter. Zum Beispiel: Zwei absolut identische Cola-Flaschen, höchstens in sehr esoterischen oder jenen von Quarks und Superstrings faselnden Quantenphysikern zugänglichen Dimensionen voneinander unterscheidbar. Die erste wird akzeptiert, die zweite gehört »nicht zum Sortiment des Marktes«. Sowas schafft nur hochintelligente interaktive Technologie.

Der menschliche Schnauzbart wäre mit solch feinen Unterscheidungen schlicht überfordert gewesen und hätte beide Flaschen gleichermaßen akzeptiert, der linuxgesteuerte Plastik-Schnauzbart hingegen will zu sowas mit mehrmaligem Einführen der selben Flasche kunstvoll überredet werden. Das hat man davon, wenn man die Monarchie abschafft und den Ingenieuren den Planeten überlässt. Die können zwar problemlos Raketen bauen, die auf zehntausend Kilometer Entfernung eine Bierdose pulverisieren, aber schon ein CD-Player, der länger als 3 Wochen einwandfrei funktioniert, liegt scheinbar außerhalb ihrer Möglichkeiten. Und dieses Phänomen ist mit hirnerweichender Konsequenz bei so ziemlich allen alltäglichen Gerätschaften zu bewundern, mit denen zu interagieren wir als Personal des erwähnten Science-Fiction-Filmchens leider gezwungen sind. Daß das so ist, liegt natürlich nur daran, daß Raketen zum Kriegführen gebaut werden, da spielt Geld bekanntlich keine Rolle.

Meiner eigenen, Sherlock Holmes zur Ehre reichenden Logik folgend, vermute ich daher als durchaus lohnenswert, wenn man forderte, CD-Player, Leergutautomaten und all das andere Raubbau an unseren Nerven betreibende technologische Pieps-Blink-Surr-

Gezumsel zu Rüstungsgütern umzudeklarieren. Ich erkläre mich hiermit auch gerne offiziell bereit, besagte Dinge im Verteidigungsfalle dem Feind mit aller Kraft an den Kopf zu werfen, solange die verflixten Ingenieure bei ihrer Konstruktion nur die gleiche Sorgfalt walten lassen wie bei einer schlichten Handgranate. Aber natürlich wird das nicht passieren. Denn ein Depp, wer dahinter keine wohlfeile Absicht der Herrschenden vermutet. Die Nerven des Pöbels kosten nichts, und ein Volk, dessen gesamte gedankliche Kapazität von mehrsprachigen Bedienungsanleitungen und farblich variierenden Fehler-Codes in Beschlag genommen ist, lässt sich definitiv leichter regieren, als ein Leitungswasser trinkender Holzhüttenpöbel ohne CD-Player. Aber ein Mensch wird ja noch träumen dürfen ...

Das absehbare Ergebnis des wenig erquicklichen Systemvergleichs wäre dann auch folgendes: Der Schnauzbart gewinnt. Um ein paar Lichtjahre gefühlten Vorsprungs. Der Automat verlängert den Vorgang der Leergutrückgabe ca. um den Faktor zehn, ist die Hälfte der Zeit offline oder produziert Fehler und kostet sehr wahrscheinlich mit Anschaffung, Wartung und Reparaturen (ca. jedes zweite Mal, wenn ich dran vorbei gehe, guckt gerade der Hintern eines Servicetechnikers vorne aus der Konsole raus) das Dreifache dessen, was der Schnauzbart inkl. Fönfrisur zu Buche schlug. Es braucht viele hochqualifizierte und gutgekleidete Unternehmensberater, um das als unverzichtbaren Fortschritt zu identifizieren.

Fazit: Ich wünschte wirklichernsthaftganzdollsehr, ich könnte behaupten, mir das alles nur ausgedacht zu haben. Kann ich leider nicht. Keine Pointe.